

Werk

Titel: Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste; Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften

Verlag: Breitkopf

Jahr: 1746

Kollektion: Rezensionenzeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556860969_0002

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969_0002

LOG Id: LOG_0004

LOG Titel: I. Stück

LOG Typ: issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556860969

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556860969>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

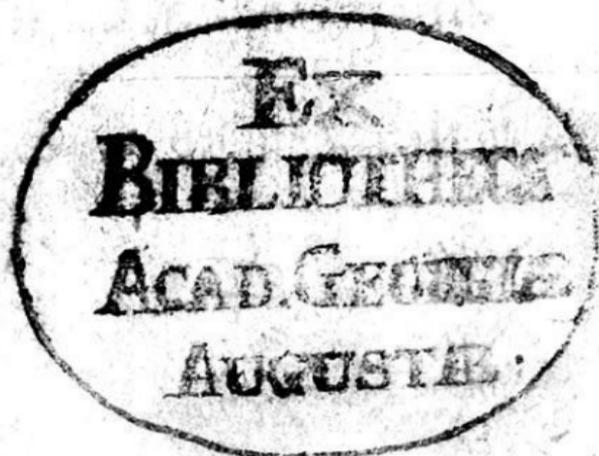
Neuer
Büchersaal

der
schönen Wissenschaften
und freyen Künste.

Des II. Bandes I. Stück.



Leipzig,
Verlegt bey Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Januar 1746.



EX
BIBLIOTHECA
ACAD. GEOMIE.
AUGUSTE.



I.

Leonidas, a Poem. The second
Edition. Dublin 1737. in 8.

Das ist

Leonidas, ein Heldengedicht &c.

Unter den neuern Heldengedichten der
Engländer, ist nach dem König Arthur,
den Blackmore am Ende des vorigen
Jahrhunderts herausgegeben, un-
streitig dieser Leonidas, den uns Herr R. Glo-
ver geliefert hat, am besten aufgenommen worden.
Der erste ward deswegen von den tiefsinnig-
sten Männern in England, als Locken und Mo-
lyneur, gelobet, und bewundert; wie aus ihren
Briefen, in dem III. Bande der lockischen Werke,
erhellet*. In diesem Jahrhunderte aber hat er so
gar viel Beyfall bey seiner Nation nicht gefunden.
Vielleicht hat ihm die gar zu hochtrabende Schreib-
art

* Locke sagt p. 573. Though Sir R. Blackmore's Vein in
Poetry be what every Body must allow him to have
an extraordinary Talent in &c. Und Molineux p.
568. I had Prince Arthur before, and read it with
Admiration &c. All our English Poets, have been
meer Balladmakers in Comparison to him.

art geschadet, weswegen ihn der bekannte Swift in seinem Tractat *περι βασιδς*, oder dem Anti-Lon- gin, wie er im Deutschen heißt, hin und her sehr mitgenommen. Doch ließe sich leicht zeigen, daß der König Arthur auch in diesem Stücke, in Gegeneinanderhaltung des verlohrenen Paradieses, noch sehr zu entschuldigen seyn würde; welches gleichwohl von etlichen Kunstrichtern der Britten über alles erhoben worden. So geht es aber bisweilen bey diesen Herren. Milton war todt, und sein Lob that ihnen keinen Eintrag: Blackmore aber lebte zu ihrer Zeit noch, und sollte nicht groß werden.

Dat veniam coruis, vexat censura columbas.

Wenn man nach des P. Bossu Regeln von den beyden Helden des Blackmore, und des Hrn. Glouvers urtheilen soll: so hat jener noch besser gewählt, als dieser. Jener hat sich den englischen König, Arthur, dazu ausersehen, dessen Thaten und Begebenheiten einem jeden rechtschaffenen Britten näher angehen, als alles fremde und ausländische: Leonidas aber, den sich Herr Glover besingen zu erköhren, ist zwar ein sehr edler Gegenstand; allein den Zeiten und Ländern nach mit England in gar keiner Verbindung. Homer und Virgil hatten sich inländische Helden auserlesen, die ihre Landsleute und Leser näher anglengen: und es ist kein Zweifel, daß auch Herr Glover mehr Beyfall und Ruhm erlanget haben würde, wenn er sich unter den brittischen Helden einen erwählt hätte, dessen Ehre seinem Volke und Vaterlande mehr zu Herzen gegangen wäre.

Doch

Doch uns, da wir keine Engländer sind, kann das gleich viel gelten. Leonidas kann uns wenigstens eben so lieb seyn, als Achilles, Ulysses oder Aeneas: und wir wollen nur auf die Kunst des Dichters sehen, der ihn besungen hat; die allerdings so beschaffen ist, wie sie bey einem Heldendichter in diesen erleuchteten Zeiten seyn muß. Sonderlich hat dieses statt, wenn er von einer That singt, die sich mit keinen Abentheuern und seltsamen Wundergeschichten ausschmücken läßt: weil die Geschichte gar zu deutlich davon reden, als daß es dem Dichter frey stehen sollte, viel dazu zu dichten; oder die Misgeburten seiner Einbildungskraft mit den Thorheiten des Wahns und Aberglaubens zu vermischen.

Den Grund des ganzen Gedichts führt Herr Glover in der Vorrede, seinen Lesern zur Nachricht, kürzlich an; und wir müssen also unsern Auszug auch damit anfangen. Als Darius, des Ferrer's Vater, noch in Persien herrschte, waren Kleomenes und Demaratus, beydes Abkömmlinge des Herkules, Könige zu Lacedämon. Demaratus, ward durch allerley Künste des Kleomenes, und seines Verwandten, Leotychides, entsetzt; ob er gleich dem Staate durch seine Tapferkeit nicht wenige Dienste gethan hatte. Er verbannte sich also freiwillig, gieng nach Asien, und fand Schutz bey dem Darius: Leotychides aber ward an seiner statt König. Als Kleomenes starb, folgte ihm Leonidas, der Held unsers Gedichtes; zu dessen Zeiten Ferrer den Einfall in Griechenland that. Die Anzahl der Land und Seemacht dieses asiatischen Monarchen,

mit allen Knechten, Weibern und übrigem Gefolge desselben, soll sich nach dem Herodot, auf fünf Millionen Menschen belaufen haben. Dieser Geschichtschreiber lebte kurz hernach, und las seine Geschichte bey den olympischen Spielen ab, wo ganz Griechenland, und alle seine Colonien versammelt waren. Hätte er also wider die Wahrheit geschrieben, so würde man ihm unfehlbar widersprochen haben; wogegen er vielmehr das höchste Lob erlangte, und für einen Vater der Geschichte gepriesen ward.

Bei dem ersten Gerüchte dieses Feldzuges hielten die Griechen eine Versammlung auf der Landenge bey Corinth, für die gemeine Sicherheit zu sorgen. Die Spartaner sandten Bothen nach Delphos, das Orakel wegen des Ausgangs dieses Krieges zu befragen: und diese kamen mit der Antwort wieder: Entweder ein König, der vom Herkules abstammete, müßte sterben, oder ganz Sparta würde untergehen. Sogleich erboth Leonidas sich, sein Leben für das Heil von Sparta aufzuopfern; er zog mit dreyhundert seiner Landsleute nach dem Pässe bey Thermopyle, und besetzte denselben, zur Sicherheit von Griechenland: da indessen die übrigen Städte von Peloponnesus, nebst den Thebanern, Thespiern u. s. w. ein Kriegsheer von ungefahr achttausend Mann zusammen brachten.

Soviel ist nach unsrer Absicht genug aus der Vorrede angeführt; wiewohl darinn die ganze Geschichte aus verschiedenen griechischen Schriftstellern sehr genau, und deutlich ins Licht gesetzt wird. Im
Schlusse

Schlusse derselben, sagt der Verfasser, daß er dieses sein Gedicht dem Lord Viscount Cobham, zugeeignet haben wolle; und zwar bloß wegen seines uneigennütigen Eifers, und seiner unwandelbaren Treue gegen sein Vaterland, so wohl im Rathe als im Felde: weswegen ihm denn ein Gedicht von der Liebe zur Freyheit, schon seines bloßen Inhalts wegen, zugeschrieben werden müsse. Der Inhalt des Gedichtes ist folgender.

Das erste Buch

Schildert uns die Versammlung der Abgeordneten aller griechischen Staaten bey Korinth, und ihre Berathschlagungen ab, wie dem Feinde am besten zu begegnen sey. Raum hört man, daß Ferrus schon im Anzuge gen Thracien begriffen sey, als man beschließt, den engen Paß Thermopyle, an der thracischen und thessalischen Seite zu besetzen. Alpheus, ein spartanischer Abgesandter, kömmt in seiner Stadt zurücke, und bringt die Nachricht von diesem Entschlusse der Griechen mit. Leotychides, der eine König, rath dem Volke, nicht weiter, als bis in die Landenge bey Korinth, zu rücken; welche den Peloponnesus von dem übrigen Griechenlande absonderte: aber Leonidas widerrath solches. Agis, ein Bruder der Gemahlinn des Leonidas, und einer von denen, die man an das Orakel gesandt, kömmt mit der Antwort, die wir oben erwähnet haben, an; und kündigt Sparta den Untergang an, wo nicht einer ihrer Könige umkäme. Hier erbiethet sich Leonidas in einer Rede, die voller Feuer und

Großmuth ist, selbst das Opfer zu seyn. Dreyhundert Spartaner werden erwählt, ihn nach Thermopyle zu begleiten, und Leonidas nimmt von seiner Gemahlinn Abschied. Als er nach sechs Tagen bey der Landenge sein Lager schlägt, kömmt ihm Alpheus, der wieder nach Corinthy gegangen war, aus der Versammlung der Griechen entgegen, und erzählt ihm die Bundsgenossen, die daselbst seiner warten; und beschließt mit der Gefangenschaft seines Bruders Polydors, in Persien.

Das zweyte Buch.

Als Leonidas zum Isthmus kömmt, empfangen ihn alle Führer der übrigen griechischen Völker, und die Abgeordneten, bey der dasigen Versammlung. Er redet sie an, und rücket mit der vereinigten Macht nach Thermopyle: Dithyrambus stößt zu ihm, und den vierten Tag langt er daselbst an. Der thespische Heersführer Demophilus empfängt ihn, und Anaxander, der Thebaner, empfiehlt ihm verrätherischer Weise den Epialtes, welcher durch eine prächtige Beschreibung der persischen Macht, die griechischen Feldherrn verzagt zu machen sucht; als sie eben von dem Berge Oeta das feindliche Lager besichtigen. Dienece aber und Diomedon antworten ihm, als rechtschaffene Patrioten. Ferrus sendet den Tigranes und Phraortes, ins griechische Lager, wo Leonidas sie abfertigt, und durch den Dithyrambus und Diomedon zurücke schickt: woben dieser durch den Uebermuth des Tigranes so aufgebracht wird, daß er ihm

ihm verächtlich begegnet; ja gar ein Zweykampf, so wohl zwischen ihnen beyden, als zwischen dem Dithyrambus und Phraortes entsteht. Nachdem Epialtes mit dem Anaxander eine Unterredung gehalten, entdeckt er sein Vorhaben, wieder zum Xerxes zu kehren.

Das dritte Buch.

Tigranes und Phraortes gelangen wieder zum Xerxes, und finden ihn auf seinem Throne mitten unter seinen Satrapen, in einem prächtigen Zelte sitzend; indessen, daß die Magi vor ihm stehen, und einen Gesang von der Religion Zoroasters absingen. Ungeachtet der Gründe seiner Brüder Hyperanthes und Abrokomes, mißt selbiger den Gesandten keinen Glauben bey; die da erzählen: daß die Griechen entschlossen wären, den engen Paß gegen ihn zu behaupten. Er befiehlt aber dem Demaratus, einem vertriebenen spartanischen Könige, mit ihm auf seinen Wagen zu steigen, weil er selbst die Griechen zu besichtigen willens wäre. Er fährt mitten durch sein Heer, welches aus vielen an Waffen, Sitten und Gewohnheiten, sehr verschiedenen Völkern bestund. Er gelangt bis zum Eingange des Passes, und da er sich über das Bezügen der Spartaner wundert, welche sich in Waffen übten, und sich die Haare sehr sorgfältig pußten: so erklärt ihm Demaratus, was für ein Unterscheid, unter besoldeten Soldaten, als Lohnknechten, und freyen griechischen Bürgern sey, die aus eigener Liebe des Vaterlandes fechten. Als dieser

seine Landsleute erblickt, weinet er vor Freuden, und wird vom Hyperanthes getröstet. Xerxes aber ist noch ungläubig, und befiehlt dem Tigranes und Phraortes nächsten Tages die Griechen gebunden vor ihn zu bringen; und begiebt sich wiederum in sein Gezelt.

Das vierte Buch.

Ben Tages Anbruche führt Leonidas eine Schaar Arkadier mit den Thespiern und Plataern in dem Theile des thermopylischen Passes zur Schlacht, der unter den phocensischen Walle lag; von welchem er eine Anrede an sie hält. Der Feind nähert sich. Diomedon erschlägt den Tigranes im Zweykampfe. Beyde Heere gerathen ins Treffen. Dithyrambus erschlägt den Phraortes. Die Perser werden gänzlich geschlagen, und mit vielem Meheln vom Diomedon und Dithyrambus bis an den Ausgang des engen Weges verfolgt. Die griechischen Gebiethiger ziehen sich, um sich vom Nachjagen zu erholen, in eine Höle an dem Berge Deta. Leonidas ruft sie ins Feld zurück, und schickt ihnen neue Völker zu. Diomedon und Dithyrambus, mit den Plataern, dürfen im Felde bleiben. Auf Diomedons Rath rücken die Griechen in den breitesten Theil des Passes, wo sie sich in ein Treffen stellen, das dreßsig Mann tief ist; und aus Plataern, Mantinaern, Tegäern, Thebanern, Korinthiern, Phlasiern und Mycenäern besteht. Der Angriff wird erneuert, und die vornehmsten persischen Heerführer, Hyperan-

ranthes, Abrokomes u. a. m. greifen die Griechen, an der Spitze einiger auserlesenen Schaaren, sehr heftig an.

Das fünfte Buch.

Indem Hyperanthes, in Erwartung einer Verstärkung, zu fechten nachläßt, kömmt Teribazus, aus dem Haufen, einem verwundeten Freunde beizuspringen. Seine Gelehrsamkeit und Verdienste machten ihn vor andern merkwürdig, und hatten ihm des Hyperanthes Freundschaft erworben; seine Leidenschaft aber gegen des Königs Darius Tochter hatte ihn unglücklich gemacht. Diophantus, der Mantinäer, greift ihn an, und als er denselben überwunden und eben mit dem Dithyrambus anbinden will, wird er selbst erlegt. Hyperanthes eilet ihm zu Hülfe, und es folgt ein allgemeines Treffen. Hyperanthes und Abrokomes, waren theils durch ihre Tapferkeit, theils durch die Treulosigkeit der Thebaner, welche ihre Schlachtordnung verließen, auf dem Punkte, die Griechen zu überwältigen, als sie von den Spartanern zurück geschlagen wurden. Hierauf erwählt Hyperanthes eine auserlesene Schaar aus dem persischen Heere; verbessert etwas in ihrer Kriegszucht, und erneuert den Angriff: worauf auch Leonidas die Ordnung seines Heeres verändert, und den Hyperanthes mit den geschicktesten persischen Feldherren aus dem Felde schlägt. Viele tausend Barbarn, werden in dem engen Passe umringet, und gänzlich vertilget.

Das

Das sechste Buch.

Die Nacht bricht ein, und die Griechen beziehen ihr Lager. An den phocensischen Wall wird unter der Anführung des Agis eine Wache gestellt. Dieser läßt bey Nacht ein persianisches Frauenzimmer, mit einem einzigen Sklaven ins Lager, und führt sie zum Leonidas; allwo sie sich entdeckt: sie sey Ariana, eine Schwester des Xerxes und Hyperanthes; und komme nur, den Körper des ermordeten Teribazus zu suchen. Als sie denselben unter den Erschlagenen findet, ermordet sie sich selbst über ihm. Der Sklave, der sie begleitete, beweiset, daß er Polydor sey, des Alpheus und Marons Bruder, und daß er vormals, durch einen phöniciſchen Seeräuber in die Gefangenschaft geführt worden. Darauf bringt er in einer Versammlung der Häupter eine Botschaft des Demaratus an die Spartaner, dadurch die Verrätheren der Thebaner und des Malianers Epialtes entdeckt wird: welche unternommen hatten, einen Theil des persischen Heeres durch einen Paß des Gebirges Deta zu führen. Diese Nachricht erweckt eine große Unruhe in der Versammlung, die aber Leonidas stillt; welcher den Alpheus sendet, die Bewegungen der Perser zu beobachten; den Dieneces aber abschicket, mit einer Schaar Spartaner die Phocenser zu unterstützen, welchen man die Beschützung der Pässe auf den Bergen anvertrauet hatte. Mittlerweile sendet Agis die Körper des Teribazus und der Ariana in des Xerxes Lager.

Das

Das siebende Buch.

Diese beyde Leichen werden vor den Xerxes gebracht; als eben ein Gerücht erschollen war, daß seine halbe Seemacht Schiffbruch erlitten hätte. Der ganz außer sich gesetzte persische Monarch wird vom Argestes beredet, einen Botschafter an den spartanischen König zu senden. Argestes selbst wird dazu erwählt, und als dieser dem Leonidas seinen Antrag heimlich gethan, wird er von ihm in die Versammlung aller Griechen geführt, woselbst er seine Antwort bekommt. Indessen kommt Amphiscandrus zurück und meldet, daß die Feinde sich der Pässe auf den Hügeln bemächtigt hätten, und schleunig nach Thermopylae anrückten. Leonidas erbeut sich sogleich die ganze Kriegsmacht entgegen zu senden, und nur seine dreyhundert Spartaner zu behalten. Allein Diomedon, Demophilus, Dithyrambus, und Megistias wollen ihn nicht verlassen. Darauf erläßt er den Argestes, eröffnet den Griechen sein Vorhaben, die Perser bey Nacht anzugreifen; und nachdem er alle nöthige Anstalten gemacht, begiebt er sich in sein Zelt.

Das achte Buch.

Um drey Uhr nach Mitternacht steht Leonidas auf, und erzählt den Heerführern einen Traum, den ihm Megistias erklärt. Herkules sein Anherr, wäre ihm erschienen, und hätte ihm befohlen, aufzustehen, und ihm zu folgen. Sie wären auf einen hohen Berg gestiegen, dessen Spitze die Wolken zertheilet hätte. Bald hätten sie das Geheul der

der Wölfe und Hunde, bald das durchdringende Geschrey der Geyer gehört; ja alle Raubthiere hätten ihre Stimmen vermischet. Als er sich umgesehen, hätte er einen unermesslich weiten Raum mit Blut besudelt, und ein ungeheures Aas, welches die Geyer gefressen, erblicket. Ferner hätte er auf ein ander Geräusch, ein Meer erblicket, welches Stücke von gestrandeten Schiffen und todten Körpern ans Ufer geworfen zc. Hierauf hätte er seinen Führer gefragt, woher alle diese Verwüstung käme? Der ihm geantwortet: er solle nur, was er so mit Abscheu gesehen, noch einmal betrachten. Worauf er gewahr worden, daß die erste Gegend, ein Aufenthalt des Ueberflusses auf Hügeln und Thälern, voll reicher Städte, und prächtiger Kunstwerke geworden wäre. Nachdem ihm Megistias daraus die Siege der Griechen geweissaget, waffnet er sich, und zieht mit seiner ganzen Schaar, auf eine nahe Aue, den Musen zu opfern. Er ruffet den Beystand dieser Göttinnen an, muntert seine Gefährten auf, und rücket an ihrer Spitze, bey Tages Anbruch, gegen den Feind.

Das neunte Buch.

Leonidas und die Griechen dringen durch das persische Lager, bis an des Xerxes Gezelt, der seinem Untergange durch die Flucht entkömmt. Die Barbarn werden in unsäglichlicher Menge niedergemehlet, und ihr Lager wird in Brand gesteckt. Leonidas führt seine Leute zurück nach Thermopyle, und läßt sich mit den Persern ein, die von den Hügeln

geln herab gekommen waren. Unzählige von ihren besten Helden fallen; aber unzählige Spartaner finden endlich nach der tapfersten Gegenwehr, rings um ihren Feldherrn, gleichfalls ihr Ende. Endlich läßt sich Leonidas mit dem Hyperanthes in einen Zweykampf ein, der allem Blutvergießen dieses Tages ein Ende macht. Der Perser fällt von der Hand des spartaner Königs, der von allen seinen Landsleuten noch allein übrig war. Sogleich kömmt ein Schauer von unzählbaren feindlichen Pfeilen, auf ihn zugeflogen: so daß sein tapfres Blut aus vielen Wunden zugleich zu fließen anfängt. Er sieht selbiges mit muntern Augen rinnen, so lange, bis sich dieselben zum letzten male schließen. Der Schluß des ganzen Gedichtes heißt so:

Fame can twine
 No brighter laurels round his glorious head;
 His virtue more to labour Fate forbids,
 And lays him now in honourable rest,
 To seal his country's liberty in death.

Dieses ist nun ein kurzer Auszug des ganzen Heldengedichtes, den man vor Augen haben muß, wenn man von der Erfindung des Dichters, und von der Kunst urtheilen will, die er in demselben gebraucht hat. Wir wollen einige Anmerkungen hinzufügen, um die Schönheiten desselben, nach den vornehmsten Regeln zu bemerken, die Aristoteles und Le Bossü davon gegeben haben.

Der Name des Gedichtes zeigt den Helden an, der darinn besungen wird, wie es Homer in der Odyssee, und Virgil in der Aeneis gemacht haben.

ben. Das Vorhaben des Poeten nebst der Anrufung sind im Eingange gleichfalls, nach dem Muster Homers in der Ilias und der Odyssee, ohne vieles Geprale, und ohne alle verstrickte Dunkelheit, entdeckt. Es heißt:

Rehearse, o Muse the deeds and glorious death,
Of that Fam'd Spartan, who wituftrood the pow'r
Of Xerxes, near Thermopyle, and fell
To save his Country. d. i.

„Erzähle, o Muse! Die Thaten und den rühmlichen Tod, des berühmten Spartaners, der der Macht des Xerxes, nahe bey Thermopyle, widerstanden hat, und sein Vaterland zu retten, gefallen ist.“

Die Handlung des Helden, die der Poet besingt, ist von gehöriger Größe, indem sie weder zu viel, noch zu wenig Zeit, sondern ungefähr zwey bis drey Monate in sich begreift, und also zwischen den Homerischen und Virgilischen das Mittel hält. Sie ist auch ganz: denn sie enthält den Anfang des ganzen griechischen Feldzuges, und alles was darauf gefolgt ist, bis die That des Leonidas, sein Leben für das Heil seines Vaterlandes zu lassen, vollendet ist. Hätte der Dichter bey den persischen Anstalten zum Kriege wider Europa angefangen, oder noch das ganze Ende des Krieges bis zur letzten Flucht des Xerxes erzählt: so wäre die Fabel zu lang geworden, und hätte keine einzige, sondern eine vielfache Handlung beschrieben.

Die That an sich selbst ist auch edel, und groß: weil sie zur Erhaltung Griechenlandes abzielte, frey-

freywillig unternommen, und völlig ausgeführt ward. Das Orakel verlangt den Tod eines Königes vom Stamme der Herakliden: Leonidas erbiethet sich dazu, und sicht so lange, bis er stirbt. Sein Tod ist ihm also nicht schimpflich, sondern rühmlich. Er erlegt noch, ehe er fällt, den besten persianischen Helden, und sinkt nur von einem Hagel unzähliger Pfeile, die ihn von weitem verwunden; und denen er also nicht entgehen kann, oder mag.

Die Charactere, sowohl des Leonidas, als der andern Helden, sind wohl gebildet, und glücklich bey behalten. Gleich aus den ersten Worten und Thaten des Leonidas sieht man, wie er sich künftig bezeigen wird. Die Ehrliche, Großmuth und Liebe des Vaterlandes, leuchten überall bey ihm hervor. Xerxes wird auch so geschildert, wie ihn die Geschichte beschreibt: ja selbst Demaratus, und die Prinzessin Ariana haben solche Charactere, die einen jeden rühren, der ihre Geschichte liest.

In Beschreibungen ist der Dichter stark, in Gleichnissen reich und glücklich, in der Erzählung natürlich und ungekünstelt. Seine Ausdrückungen sind witzig, aber nicht so ausschweifend und regellos, als Miltons seine. Er menget nicht seine neuere Belesenheit in alte Geschichte, oder das Christenthum ins Heidenthum, wie die Welschen insgemein thun: sondern erhält sich bey der Wahrscheinlichkeit der Zeiten, die er beschreibt, aufs genaueste.

Endlich hat er in dem Wunderbaren ein Maas gehalten, welches billig allen neuern Dichtern, die
 Büchers. I. St. B Helt

Heldengedichte machen wollen, anzupreisen ist. Er hat die Fehler Homers und Virgils in diesem Stücke völlig vermieden, die zu viel Götter in die menschlichen Thaten gemenget, und zu viel andre ungläubliche Geschichte und Verwandlungen erzählt haben. Und warum? Die Begebenheit des Leonidas war nicht mehr aus dem mythologischen, sondern aus dem historischen Weltalter, und also viel zu neu, als daß man wider die Nachrichten des Herodotus und so vieler andern Scribenten, mit einiger Wahrscheinlichkeit solche Sachen hätte brauchen können. Nur der Drakelspruch, nur der Traum des Leonidas, nur der Tod der Ariana waren solche Stücke, die hier die Stelle des Wunderbaren, so wie es sich mit dem Wahrscheinlichen vereinigen läßt, vertreten konnten.

Will man schließlich noch die Lehre wissen, die das ganze Gedicht in sich hält: so sieht man ja wohl, daß es keine andre ist, als diese: pro Patria mori pulcrum; **Es ist was edles, für sein Vaterland zu sterben.** Diese herrschet vom Anfange bis zum Ende darinn, und wird nicht nur durch das Beyspiel des Leonidas, sondern aller dreyhundert Spartaner erwiesen. Die verrätherischen Thebaner, die dem Feinde Vorschub thun, und ihr Vaterland in dessen Hände liefern, sind einem Schatten zu vergleichen, dadurch das Licht desto mehr erhoben wird. Man verabscheuet sie desto mehr, je mehr man die großmüthigen Spartaner bewundern und loben muß.

Man

Man könnte noch verschiedene solche Anmerkungen über die Sitten, Gedanken, ganze Reden und einzelne Ausdrückungen, die in diesem Gedichte durchgehends schön sind, hersehen; wenn es unsre Absicht wäre, selbiges so weitläufig anzupreisen, als es Addison mit dem Milton gethan hat. Aber ein guter Wein braucht keinen großen Kranz; und wir überlassen viele Kleinigkeiten denjenigen fruchtbaren Federn kleiner Wortkünstler, welche die ganze Stärke eines Gedichts aus schwülstigen, dunkeln, fremden und seltsam gedrechselten Redensarten beurtheilen; das Ganze aber zu übersehen, und nach dem Grundrisse zu ermessen unvermögend sind.

Aemilium circa ludum faber imus & vngues
 Exprimet, & molles imitabituraere capillos:
 Infelix operis summa; quia ponere totum
 Nesciet.

Horat.

Uebrigens wünschen wir, daß eine gute poetische Feder, daran wir ja isò keinen Mangel in Deutschland haben, sich nach dem Muster des Leonidas, an das heldenmüthige Ende des unsterblichen Gustav Adolphs machen möge; der zwar nicht für die Freyheit des Vaterlandes, aber, welches noch größer ist, für die protestantische Gewissensfreyheit, sein Heldenblut vergossen hat. Diese That wäre allerdings werth, auf eine heroische Art verewiget zu werden; und würde einen guten Dichter, eben so wohl zum Wunder der Nachwelt machen, als dieser englische Leonidas dem Hrn. Glover bey seinen Landesleuten die Unsterblichkeit erwerben wird; wenn diese nur erst von der miltonischen

Bezauberung erwachen werden.

* * * * *

II.

M. Angelii Ioh. Dan. Aepini de
vulgarium opinionum vsu pöetico disser-
tatio. Rostochii 1744. 4. 5. pl.

d. i.

Hrn. M. Angel. Joh. Dan. Aepins,
akademische Abhandlung vom Gebrauche des
gemeinen Wahns in Gedichten. Rostock
im Jahre 1744. 5. Bogen in 4.

Es ist gleich in der Vorrede zu dem ersten
Stücke dieser Monatschrift erinnert worden,
daß, weil in den vorigen letzten Jahren ver-
schiedenes in den schönen Wissenschaften ans Licht
getreten ist, dessen noch in keiner deutschen Monat-
schrift gedacht worden; man sich kein Bedenken
machen wolle, solche Sachen nachzuhohlen. Da
nun gegenwärtige akademische Abhandlung zwar
wohl in den gelehrten pommerischen Nachrichten
angezeigt, aber weder daselbst, noch sonst ir-
gendwo unsers Wissens, vollständig recensiret wor-
den; so verdienet sie billig noch hier einen Platz.

Des Herrn Verfassers Absicht ist demnach, aus-
zumachen, daß es allerdings einem Poeten erlaubt
und anständig sey, sich des gemeinen Wahnes in
seinen Gedichten zu gebrauchen. Und, da diese
Abhandlung ins besondere der in den Leipz. Cri-
tischen

rischen Beyträgen im 30sten St. 254 u. f. Seite befindlichen critischen Untersuchung, wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahns bedienen müsse? entgegen gesetzt zu seyn scheint; so hat er dieselbe in zween Abschnitte getheilet: davon der erste den Gebrauch des gemeinen Wahnes in Gedichten beweisen; der letztere aber, die entgegen gesetzte Meynung beurtheilen soll.

Dieser Abtheilung und Ordnung zu Folge, setzt er im ersten Abschnitte im 1. §. fest; daß eine jede Wissenschaft und Kunst, außer denen allgemeinen logischen, auch noch ihre besondern eigenthümlichen Regeln habe. Und daher verdienen diejenigen insonderheit Ruhm, die sich angelegen seyn ließen, die wesentlichen und ärtigen Bestimmungen einer Wissenschaft, die mit andern meistentheils übereinkömmt, und ihre besondere Merkmaale genau fest zu setzen. Dahin rechnet er nun die Redekunst und Dichtkunst: weil beyde mit der Erkenntniß des Menschen beschäftigt sind; weil beyder ihr Endzweck, ihre allgemeinen Mittel, ihre Gegenstände, ja selbst ihre Art der Ausübung, gar sehr übereinkämen; und weil ihr Unterscheid von einander, beyden zum größten Schaden, bisher gemeiniglich nicht genau genug bemerkt zu werden pflegte. Aus dieser Nachlässigkeit wäre es denn gekommen, daß es uns noch bis iho an gewissen und deutlichen Gründen fehlte, nach welchen wir von der Vollkommenheit, Schönheit und Beschaffenheit einer Rede, oder eines Gedichts, ein gesetztes und gewisses Urtheil fällen möchten: und daher rührten

denn auch die unerträglichen critischen Zänkereyen her.

Der Herr Verfasser hält es demnach im 2. §. für der Mühe werth, den Unterscheid zwischen der Beredsamkeit und Poesie vorher kürzlich zu untersuchen; ehe er sich zur Hauptsache selbst anschickt. Er setzet solchen in der zwiefachen Art der Vorstellungskraft unserer menschlichen Seelen; der Öbern nämlich und der untern: davon jene in einem Vermögen, sich die Dinge deutlich und mit Verstande vorzustellen; diese aber nur in einem Vermögen verwirrt-klarere und sinnlicher Vorstellungen besteht. Die erstere Vorstellungskraft, nämlich die Öbere, gehöre allein und eigenthümlich für die Weltweisheit, und den Weltweisen. Die letztere aber, nämlich die untere, oder die sinnliche, gehöre so wohl für die Beredsamkeit, als Poesie: doch mit Unterschiede. Die Beredsamkeit nämlich, welche er durch eine Wissenschaft, jemand von einer Wahrheit sinnlich zu überführen, erkläret; gehe so wohl mit deutlichen, als undeutlichen, oder sinnlichen Vorstellungen um: d. i. so wohl die öbere, als untere Vorstellungskraft werde durch sie beschäftigt: allein die Poesie behielte nichts, als die letztere allein für sich übrig.

Damit man nicht meyne, daß der Herr Verfasser dieses nur so bloß selbst beliebig annähme: so führet er im 3. §. folgende Gründe an. Seine gegebene Erklärung von der Beredsamkeit, daß sie eine Wissenschaft sey, jemand von einer Wahrheit sinnlich zu überführen, rechtfertiget er folgender

Ge-

Gestalt. Ueberführet wird derjenige, dessen Erkenntniß von einer Wahrheit gewiß gemacht wird. Dieß geschieht nun aber entweder durch solche Gründe, die allein der Verstand begreift: oder durch solche, die auch die sinnliche Vorstellungskraft fassen, und als wahr begreifen kann. Die letztern rechnet er zur sinnlichen Ueberführung: und diese schreibt er der Beredsamkeit vor; wiewohl die erstern nicht gänzlich auszuschließen sind. Hierinn sollen auch alle Lehrer der Redekunst mit ihm eines Sinnes seyn. Das sucht er erstlich aus Aristotels Erklärung, im 1. B. im 2. Cap. seiner Rhetorik, durch Schlüsse, und vermittelst Ausführung zweier Stellen aus des Hrn. Prof. Gottscheds ausführlicher Redekunst, die im 1. Theile derselben im 1. Hauptst. im 5. und 7. §. stehen, zu erweisen. Ein Redner soll allerdings mit gewissen, und ungeschweiften Gründen seinen Hauptsatz überführend darthun; nicht bloß überreden: aber gleichwohl nicht als ein Weltweiser dabey verfahren. Die Ueberführung eines Redners nämlich unterscheidet sich darinn von den Ueberführungen der Weltweisen, daß ein Redner sich solcher Gründe bedient, die der sinnlichen Vorstellungskraft gemäß sind: vermittelst derer er in dem Verstande seiner Zuhörer endlich nützliche, nothwendige, und zur Tugend führende Wahrheiten erwecket. Ferner führt er den Herrn Kanzen für sich an: und bringt auch aus desselben Erklärung von der Beredsamkeit, die er in seiner Redekunst im 15. §. giebt, diesen Unterscheid heraus. Und zwar beruft er sich ins besondere auf

diesen scharfsinnigen Mann um deswillen, weil derselbe alle andern Erklärungen der Lehrer der Redekunst daselbst vom 10. bis 16. §. mit der seinigen entweder verglichen; oder verworfen hat. Endlich schließt er, auch des Hrn. Prof. Gottscheds seine, welche am ang. V. im 1. T. 1. Hauptst. in 4. §. befindlich ist, könne ihm nicht zuwider seyn: weil er durch das Wort: überreden, Ueberredung, unmöglich eine bloße Persuasionem verstehen könnte: die nach des Hrn. C. Wolfens Erklärung in seiner Logik §. 1001. in einem, nur unzureichend dargethanen Säzen, gegebenen Beyfalle, bestünde; er auch am ang. V. im 4. Hauptst. im 16. §. selbst das Gegentheil lehrete; welchen §. man mit Nutzen nachschlagen könnte.

Hier muß ich das erstemal ein wenig stehen bleiben; und den Hrn. Verfasser fragen: ob nicht die Redekunst ein Theil der praktischen Philosophie sey? Und ob nicht ein Redner selbst, da er redet, nach Verschiedenheit seiner Hauptsache, wirklich bald einen theoretischen Weltweisen, Gottesgelehrten, Rechtsgelehrten, u. s. w. bald einen praktischen Weltweisen, oder Sittenlehrer, ist aus der weltlichen, ist aus der geistlichen Sittenlehre abgeben müsse? * Wie mag also ein Redner einem Philo-
so-

* Aristot. L. I. Rhet. c. 2. (Edit. Riccob. Hanov. 1630. p. 11.) Quo fit, ut Rhetorica, tanquam agnatum quoddam dialecticæ sit, & ejus, quæ de moribus est traditionis, quam justum est appellare Politicam. Quare etiam subit personam Politicæ Rhetorica.

sophen; und die Beredsamkeit der Weltweisheit so gerade entgegen gesetzt werden, als die untere Vorstellungskraft der Seele, der öbern? Und endlich, was ich gleich Anfangs fragen sollen; macht denn bloß die deutliche Erkenntniß, und nicht vielmehr eine vernünftige Erkenntniß, und die Beybringung der Gründe der Dinge und Wahrheiten, einen rechten Philosophen aus?

Weiter so stimmt zwar des Hrn. Prof. Gottscheds seine Erklärung von der Beredsamkeit dem Sinne nach, mit der Aristotelischen gänzlich überein: aber wohl keine von beyden mit des Hrn. M. Aepins Meynung und Erklärung. Beyde erfordern eine Ueberredung des Zuhörers: und sind also freylich mit keiner solchen bloßen Beredung zufrieden; die der H. Wolf am a. D. erkläret. Dergleichen Begriff aber, als ihn sich der Hr. M. Aepin von der Beredsamkeit, und der Beschaffenheit der Gründe eines Redners macht, hat wohl keiner von beyden sich jemals einfallen lassen. Wenigstens bin ich von dem letztern, dem Hrn. P. Gottsched, als ein ehemaliger Schüler desselben, eines bessern versichert.

Es wird also auch nicht der Mühe unwerth seyn, wenn ich mit wenigem hier bey dieser Gelegenheit den wirklichen Sinn beyder Erklärungen, so wohl des Aristotels seiner, als des Hrn. Pr. Gottscheds seiner, etwas deutlicher mache; und beyde nach den Regeln der Logik nothdürftig rechtfertige: weil sich doch schon viele abstracte Köpfe an dieselben gestoßen haben.

Der Hauptsatz eines Redners ist entweder ungezweifelt wahr; und kann also auch aus ungezweifelten Gründen demonstrativisch dargethan werden *; oder er ist an sich nur wahrscheinlich; und kann also auch nur aus wahrscheinlichen Gründen behauptet werden. Hier beliebe man auch einen gegründeten Unterscheid unter einer philosophischen Wahrscheinlichkeit, und einer historischen Wahrscheinlichkeit zu erkennen. Jene, die philosophische, besteht in einem Schlusse von der Wirklichkeit, oder dem Daseyn einiger zur Wirklichkeit einer zufälligen Sache und Wahrheit erforderlichen Stücke, auf die Wirklichkeit und das Daseyn der übrigen; und also der Sache selbst. Diese, oder die historische aber, in einer der Natur gemäßen Uebereinstimmung aller beygebrachten Umstände einer

* Daß dieses der Meynung des Aristoteles gemäß sey, zeigt sein 2. Capitel der Rhetorik, wo er die Beweise in *ἐπιδημηματα*, und *πραγματικα* eintheilt, deren jenes einen Vernunftschluß, (Syllogismum) dieses aber die Beyspiele, (Inductionem) an die Hand gebe. Contingit autem (sagt er p. 15. l. c.) concludere syllogismo, et colligere alia quidem ex syllogismo conclusis prius, alia vero ex non conclusis quidem syllogismo, sed indigentibus syllogismo, propterea quod non sint probabilia. Da haben wirs, daß ein Redner durch Vernunftschlüsse auch solche Dinge erweisen müsse, die nicht wahrscheinlich sind. Er sieht aber auch die Schwierigkeit solcher Beweise ein; 1) Weil sie weitläufig werden. 2) Weil die Zuhörer mehrentheils einfältig sind. Ac necesse est illud quidem non esse facile ad consequendum, propter

einer Sache, Handlung, und Geschichte. Ist denn also der Hauptsatz des Redners nur wahrscheinlich; so ist er wiederum entweder ein dogmatischer, oder ein historischer Hauptsatz. Und da wird es nach den verschiedenen Bestimmungen desselben, ob seine Wahrscheinlichkeit philosophisch, oder historisch ist, auch nach Verschiedenheit derselben, einem Redner obliegen, verschiedene Regeln im Beweise zu beobachten: die sich aber so kurz weg nicht bestimmen lassen; weil die Lehre von der Wahrscheinlichkeit noch so schlecht von den Weltweisen ausgeführt ist. In beyden Fällen aber wird der Redner mit bloß wahrscheinlichen Gründen zufrieden seyn müssen: weil ihm die Natur der Sache keine bessere erlaubt. Allein, die Gründe die er hat, muß, oder kann er doch allerdings, deutlich machen, und vollkommen deutlich vortragen *.

Ist

pter longitudinem. Nam disceptator supponitur esse simplex; haec vero minus apposita ad persuadendum, quia nec ex confessis sunt, neque ex probabilibus. Damit man dieses noch deutlicher sehe, lese man auch die 16 und 17. Seite des angeführten Ortes: wo er ausdrücklich zeigt, die Enthymemata, wüßden ex verisimilibus et signis, hergenommen; davon die letztern nothwendige Folgen gäben, die man Demonstrationes nennet. Atque ex his, quod necessarium est, τελευτησιον est; ac necessaria quidem voco, ex quibus fit syllogismus. Und der Schluß p. 19. heißt: Ac ex quibus quidem ducatur quae videtur esse fides demonstratiua, | dictum est.

* Cicero giebt im I. B. von der Erfindung im XXXIV. u. f. §. von der Ratiocinatione oder dem Vernunftschlusse

Ist aber dahingegen der Hauptsatz ungezweifelt wahr, und gewiß: so kann der Redner ihn auf seiner Studierstube, wenn er seine vier Wände zu Zuhörern nimmt, aus überzeugenden Gründen demonstrativisch darthun. Allein, wenn er nunmehr auf dem öffentlichen Rednerstuhle steht: so hat er Leute vor sich, um deren willen er eben redet. Diese haben entweder alle die Fähigkeit, mit dem Redner auf die ersten entferntesten Gründe der Wahrheit hinaufzusteigen, und aus demselben die Wahrheit

des
 schlusse der Redner Unterricht, und verlanget ausdrücklich, daß man förmliche Schlußreden mit drey Sätzen machen, ja noch dazu keinen Fördersatz ohne Beweis lassen solle. Im XXXVI. §. schreibt er: Est autem quaedam argumentatio, in qua propositio non indiget approbatione; et quaedam, in qua nihil valet absque approbatione &c. - - Er giebt auch dieses Exempel davon: Si oportet sapere, dare operam philosophiae conuenit. Haec propositio indiget approbationis; non enim perspicua est, neque enim constat inter omnes: propterea, quod multi nihil prodesse philosophiam, plerique etiam obesse arbitrantur. Assumptio perspicua est haec: Oportet autem sapere. Hoc autem, quia ipsum ex re perspicitur, & verum esse intelligitur, nihil attinet probari. Quare statim concludenda est argumentatio: Igitur dare operam philosophiae conuenit. Hieraus kann nun zur Gnüge erhellen, daß auch dieser größte römische Redner und Redekünstler, der Meinung gewesen, daß ein Redner gründlich und recht philosophisch beweisen müsse, wenn es die Materie, und die Fähigkeit seiner Zuhörer zuläßt: wiewohl man noch viel andre deutlichere Stellen aus ihm anführen könnte.

des Satzes nachher demonstrativisch zu übersehen; d. i. durch einen überführenden Beweis, auch wirklich überführet zu werden: oder sie haben diese Fähigkeit nicht; wenigstens nicht alle mit einander. Der erste Fall wird sich selten finden, und der letztere desto öfter. Und wenn sich denn auch der erstere zuweilen fände, woher weis es der Redner? wofern er nicht vorher einem jeden absonderlich seine Rede vorgehalten, und ihn gefragt hat: hast du es begriffen? Folglich ist es so gut, als ob er sich nimmer zutrüge. Oder, muß er nicht auch besorgen, daß einige von seinen Zuhörern, oder viele, in den ersten Gründen seines Beweises nicht mit ihm einerley Sinnes seyn möchten: da sie gleichwohl die nächsten Beweisgründe, aus andern Grundsätzen, allerdings als wahr zugeben? Dahingegen läßt sich natürlicher Weise ein Satz, den ich aus den ersten entferntesten Gründen, vermittelst zusammenhängender Vernunftschlüsse, überführend darthun kann; auch aus seinen nächsten Mittelgründen erweisen. Und hier kann ein Redner allemal sicher hoffen, daß ihn ein jeder Zuhörer, der nur einen mittelmäßigen Verstand und gemeine Einsicht besizet, fassen werde: und, daß er sowohl bey diesen, als denen, die eine höhere Einsicht haben, und also diese des Redners Gründe wiederum schon für sich, aus ihren obern Gründen begreifen, Beyfall erhalten werde †.

Sol-

† Das will Quintilian im 14 Cap. s. V. Buches. Namque ego ut in oratione Syllogismo quidem aliquando. uti nefas non duco, ita constare totam aut cer-

Solche Gründe nun heißt der Herr Prof. Gottsched auch wahrscheinliche Gründe, in seiner *ausf. Redek.* im I. Theile I. Hauptst. S. 10 und II. und das zwar darum; weil alsdann der Zuhörer die Verknüpfung des Hauptsatzes bereits mit einigen Wahrheiten einsieht: und also daher schließt, daß derselbe auch mit allen übrigen Wahrheiten sich reime; folglich wahr sey. S. ebend. am *ang. V.I.Th.* 6. Hauptst. S. 3. Was ist dieß nämlich anders, als eine philosophische Wahrheit; womit zugleich eine historische Wahrscheinlichkeit verknüpft ist, wenn nämlich alles in den vorgetragenen Wahrheiten so übereinstimmt, wie sonst Wahrheiten mit einander zusammen zu hängen pflegen. Ein Beyfall nun, der durch solche wahrscheinliche Gründe erhalten wird, heißt eine **Ueberredung**: dafür eine Uebertölpelung durch ein bloßes wortreiches Gewäsche, Ansehen, Amtseifer oder Amtstruß, bloße Erregung der Affecten, u. s. w. wohl zu unterscheiden ist: worinn die bloße

Be-

te confertam esse aggressionum aut enthymematum, minime velim. - - Nobis ad aliorum iudicia componenda est oratio, et saepius apud omnino imperitos, atque aliarum certe ignaros litterarum loquendum est, quos nisi et delectatione allicimus, et viribus trahimus, et nonnumquam turbamus affectibus; ipsa, quae iusta ac vera sunt tenere non possumus. Locuples et speciosa vult esse eloquentia: - - - feratur igitur, non semitis, sed campis; non ut fontes angustis fistulis colliguntur, sed ut latissimi amnes totis vallibus fluat, ac ubi viam, si quando non acceperit, faciat.

Beredung besteht, die also frenlich ein ohne zu-
reichliche Gründe erhaltener Beyfall ist. Dadurch
aber, daß ein Redner nur wahrscheinliche, das ist,
die nächsten Gründe seines Hauptsäzes gebrauchet,
wird ihrer Deutlichkeit nichts entzogen. Vielmehr
müssen sie deutlich seyn, wofern anders der Redner
seine Absicht, das ist, die Ueberredung seiner Zu-
hörer erlangen will. Und wenn sie an sich nicht
deutlich genug sind; so muß er sie durch gute Erlä-
rungen und Erläuterungen sogleich deutlich und be-
greiflich machen.

Dahingegen erhellet denn, sogleich hieraus so
viel, daß die Ueberredung in der Beredsamkeit
allezeit, bey allen Hauptsäzen ohne Unterscheid, und
bey allerley Zuhörern statt hat: ein überführender
Beweis aber nicht allezeit, nicht bey allen Haupt-
säzen, nicht bey allen Zuhörern gebrauchet werden
kann: die Ueberredungskunst ist demnach eine be-
ständige Eigenschaft der Beredsamkeit; die Ueber-
zeugung eine unbeständige; eine oft fehlende, un-
statthafte.

Nun laßt uns die Logik zur Hand nehmen. Ei-
ne jede taugliche Erklärung soll mir von der erklärten
Sache ein beständiges Merkmaal angeben; das
sich bey der Sache jedesmal findet, und wodurch ich
dieselbe von allen andern ähnlichen Dingen, zu al-
len Zeiten, unter allen Umständen und Verhältni-
ssen erkennen, und unterscheiden kann. Soll nun
also nicht die Ueberredung, oder vielmehr die Ue-
berführung dieses beständige Merkmaal der Bered-
samkeit seyn? Sind also Aristotels und Gott-
scheds

Scheds Erklärungen von der Beredsamkeit nicht richtig? Soll und kann ein Redner allezeit überführen? Müssen aber um des willen seine Gründe nur sinnlich, das ist, undeutlich seyn?

Ganz gerne gebe ich es indessen zu, und der Hr. Prof. Gottsched auch, daß ein Redner bisweilen überführen kann, und darf: wenn es nämlich der Sache Beschaffenheit, und seiner Zuhörer Einsicht erlaubet. Siehe desselben ausf. Redek. 1. Theil 6. Cap. §. 15 und 16. Allein, was bisweilen angeht, geht das denn auch allezeit an? Gehts nun aber nicht allezeit an: so lehret uns ja wiederum die Logik, daß ein unbeständiges Merkmaal in keine gute Erklärung kommen soll. Dahingegen lehret uns aber dieselbe, daß die beständigen Merkmale einer Sache die unbeständigen nicht ausschließen: so wenig, als diese wiederum jene. Auch dann, wann überführet wird, bleibt die Ueberredung das beständige Merkmaal der Beredsamkeit: denn wo Ueberführung ist, da ist auch gewiß, nach unserer oben gegebenen Erklärung, Ueberredung. Und kurz, es gelten auch hier die Regeln der Erklärungen von Dingen, die einen höhern und geringern Grad zulassen. Ist der geringere Grad beständig, und schließt den höhern nicht aus, der unbeständig ist; so muß man den geringern zum Merkmale der Sache annehmen. Sind beyde unbeständig, und höbe sodann die Bestimmung eines Grades den andern auf; keinen von beyden. Hat die Sache verschiedene Grade, und kömmt einem Dinge im höchsten, andern in einem geringern, und zwar jenem
bestän-

beständig, diesen nur unbeständiger Weise zu: so kann man auch wohl den höchsten zum beständigen Merkmaale der Sache annehmen: wie Herr Kanzl. Wolf in der Erklärung der Weltweisheit gethan hat. (Der Verfolg des Auszuges folget künftig.)

* * * * *

III.

Fortsetzung der fontenellischen Gedanken über die theatralische Dichtkunst.

§. 25.

Wir wissen weder gar zu wohl, was die Alten unter den Episodien verstanden haben, noch was so gar wir selbst mit diesem Worte sagen wollen. Zu allem Glücke ist auch eben nicht viel daran gelegen. Ist das Episodium etwas, das nur in die Handlung mit eingeschoben wird, und auch davon abge sondert werden könnte, ohne ihr dadurch Schaden zu thun, so wie die Liebe der niedern Personen in einigen Opern, allwo sie gleichwohl sehr artige Aus tritte verursacht: so ist das ganze Episodium fehlerhaft. Verstehet man hingegen durch Episodium die Angelegenheiten der Nebenpersonen, die, ob sie gleich nicht die hauptsächlichsten Urheber der Handlung sind, dennoch etwas dazu beitragen: so sind die Episodien sehr gut, und oftmals nothwendig.

§. 26. Wenn ich sage, daß die Nebenpersonen etwas zur Handlung beytragen: so verstehe ich darunter nicht, daß sie zu irgend einer Maschine behülflich sind, die wohl ohne sie, obgleich etwa nicht so bequem bestehen könnte; sondern ich verstehe, daß ihre Beyhülfe durchaus nothwendig sey. Ja diese Beyhülfe muß nicht einmal verzögert seyn, das heißt, daß man die Nothwendigkeit dieser Nebenpersonen nicht eher als späte, und gegen das Ende des Stückes merke: denn auf solche Weise werden sie so oft den Zuschauern lange Weile gemacht haben, als oft sie bis dahin vorgekommen sind. Die *Criphile* ist zur Auflösung des Knotens in der *Iphigenia* nöthig: sie ist das Reh aus der Fabel, und man konnte ihrer nicht entbehren. Allein sie ist erst zu Ende des letzten Aufzuges nöthig, und dieses entschuldiget ihre Anwesenheit in den vorigen Aufzügen nicht hinlänglich.

§. 27. Die Einheit muß sich mit dem Einfachen verbinden. Eine einfältige Handlung nenne ich diejenige, die man leicht verfolgen kann, und die den Verstand nicht durch eine gar zu große Menge von Zwischenfällen ermüdet. Man muß sich nicht einbilden, daß die Einfältigkeit an und für sich selbst einige Anmuth habe: und diejenigen, welche die griechischen Stücke von dieser Seite loben, die haben wohl eine Begierde zu loben, allein sie verstehen sich sehr schlecht auf das Lob. Hingegen ist *Heraklius* mit Sachen und Zwischenfällen gar zu sehr überladen, und vom Einfachen gar zu sehr ent-

fer-

fernet. Es ist also in der Einfachheit zwar etwas gutes: allein worinn besteht es denn eigentlich?

§. 28. Die Einfachheit an und für sich selbst gefällt nicht; sie erspart nur dem Verstande eine Mühe. Die Verschiedenheit hergegen ist schon für sich selbst angenehm: denn der Verstand liebet eine Abwechslung der Handlungen und Gegenstände. Eine Sache gefällt eben nicht darum, weil sie einfach ist, und sie gefällt nicht um destomehr, weil sie noch einfacher ist, sondern sie gefällt dadurch, daß sie vielfältig und dennoch einfach ist: je vielfältiger sie ist, ohne daß sie deswegen aufhöret einfältig zu seyn, destomehr gefällt sie. In der That wird von zweyen Schauspielen, deren keines den Verstand ermüdet, dasjenige, was ihn am meisten beschäftigt, ihm das angenehmste seyn. Man bewundert die Natur nicht deswegen, weil sie alle Gesichter aus einer Nase, einem Munde und aus zweyen Augen zusammen gesetzt hat: sondern man bewundert sie deswegen, daß, da sie dieselben alle aus diesen Stücken zusammen gesetzt, sie dennoch selbige so verschieden gemacht hat. Hier gefällt also die Einfachheit und die Verschiedenheit durch ihre Vereinigung. Die eine verdienet nicht sehr, daß man sie in Betrachtung ziehe, allein es ist ein leichtes sie zu betrachten; ihr größtes Uebel ist, daß sie abgeschmackt ist. Die andre ist reizend, sie verdienet unsere Aufmerksamkeit: allein sie erstreckt sich unendlich weit, und würde unsern Verstand gar zu sehr verwirren. Daher kömmt es denn, daß wenn beyde sich vereinigen, daß die Einfachheit der Mannigfaltigkeit die gehörigen

rigen Grenzen setze, und daß diese hingegen' der andern ihre Anmuth ertheile.

§. 29. Die Verschiedenheit der Handlung: wofern man so reden darf: ist also fast eben so wichtig, als die Einheit und Einfachheit. Die Spanier untermengen gemeiniglich ihre Stücke dadurch, daß sie viele Liebshändel und Zwischenfälle hinein bringen. Verkleidete Prinzen, oder die selbst nicht wissen wer sie sind, zweydeutige Briefe, oder die in unrechte Hände gerathen, verlorhrne Bildnisse, Versehungen die bey Nacht geschehen, erstaunliche Begegnisse, die man gar nicht voraus sehen können; dergleichen Spielwerke und Verwirrungen können sie niemals zu viel haben. Wir Franzosen haben sie ebenfalls eine Zeit lang geliebet; allein unser Geschmack hat sich in diesem Stücke geändert. Vielleicht haben auch die Spanier, welche wegen des großen Zwanges, in welchem das Frauenzimmer bey ihnen lebet, der Ebentheuer gewohnter sind als wir, mehr Ursache deren Vorstellung zu lieben: vielleicht macht ihre Lebhaftigkeit, daß ihnen dasjenige ungekünstelt und leicht vorkommt, was uns verwirrt und beschwerlich vorkommen würde; vielleicht gefallen ihnen aber auch, (und dieß scheint am wahrscheinlichsten zu seyn,) die mit allerley Ränken vermischten Stücke nur darum, weil sie keine bessern haben.

§. 30. Was dergleichen verwirrten Stücken bey uns am meisten geschadet hat, das ist dieß, daß wir eben so ränkvolle und dennoch zugleich nicht so verworrene Stücke gesehen haben. Man vergleiche

nur

nur den Heraklius und Horaz. In beyden giebt es viel Verschiedenheit und Zwischenfälle; kaum bleiben die Personen zween Auftritte nach einander in derselben Verfassung; alles ist beständig in Bewegung. Allein wie erfährt man das ganze Spiel mit dem Heraklius? Durch eine lange Erzählung derer Sachen, die sich vor dem Anfange des Trauerspiels zugetragen: eine Erzählung, die freylich ziemlich schwer zu behalten, und allezeit ein wenig dunkel ist, ungeachtet, sie mit ungemeiner Kunst entdeckt wird. Alle verschiedene Zufälle im Horaz hingegen, entstehen ganz ungekünstelt, einer aus dem andern, und vor den Augen der Zuschauer. Heraklius ist nach spanischer Art, gar zu voller Händel, gar zu verworren und ermüdend; Horaz hergegen ist, wo ich sagen darf, nach französischer Art, sehr vervielfältigt, ohne alle Verwirrung.

§. 31. Um das ganze Geheimniß zu entdecken, wie man eine Handlung vermannigfaltigen könne, so dürfte man nur die Kunst ausforschen, womit das Trauerspiel Horaz ausgeführet ist. Die drey Horazier streiten für Rom, und die drey Curiazier für Alba, zween Horazier bleiben todt, und der dritte, ob er gleich allein übrig bleibt, findet dennoch ein Mittel, die drey Curiazier zu überwinden. Dieß ist es alles, was die Geschichte an die Hand giebt; und nichts kann einfältiger seyn. Nunmehr untersuche man, was für Zierrathe, und wie vielerley verschiedene Zierrathe der Dichter hinzugesetzt hat: je mehr man dieses untersuchen wird, desto mehr wird man erstaunen. Er dichtet, daß die

Horazier und Curiazier mit einander verbunden sind, und eben im Begriffe stehen, sich noch näher zu verbinden. Einer von den Horaziern hat die Sabina, eine Schwester der Curiazier geheirathet; und einer von den Curiaziern liebet Camillen, eine Schwester der Horazier. Indem der Schauplatz eröffnet wird, liegen Rom und Alba mit einander im Kriege; und noch denselben Tag soll eine endliche Schlacht vor sich gehen. Sabine beklagt sich, daß sie ihre Brüder in einem Kriegsheere, und ihren Gemahl in dem andern hat; und folglich an dem glücklichen Erfolge weder der einen, noch der andern Theil nehmen könne. Camilla hoffet noch denselben Tag den Frieden, und glaubt einem Orakelspruch zufolge, den sie bekommen hatte, daß sie den Curiaz heirathen sollte. Allein ein Traum hat von neuem ihre Furcht erwecket. Indessen kömmt Curiaz und meldet ihr, daß die Häupter von Alba und Rom, da sie eben im Begriffe gestanden, die Schlacht anzuhängen, einen Abscheu vor allem dem Blute empfunden, welches vergossen werden sollte, und sich also entschlossen, diesen Krieg durch ein Gefechte, zwischen ihrer dreien gegen andere dreu zu endigen, und daß man bis dahin einen Waffenstillstand gemacht habe. Camilla höret diese glückliche Zeitung mit Entzücken, und Sabina hat eben so viel Ursache zufrieden zu seyn. Nachmals werden die dreu Horazier erwählet von Seiten Roms zu streiten, und Curiaz wünschet ihnen zu dieser Ehre Glück: woben er sich nur beklaget, daß entweder seine Schwäger um-

kom.

kommen, oder seine Vaterstadt Alba, Rom unterwürfig seyn solle. Allein wie schmerzlich fällt es ihm nicht abermals, als er erfährt, daß seine zweyen Brüder und er ausersehen sind, von albischer Seite zu fechten! Was für eine Verwirrung erregt dieß nicht bey allen Personen! Der Krieg selbst war nicht so schrecklich für sie. Sabina und Camilla sind unruhiger als jemals: die eine muß entweder ihren Mann, oder ihre Brüder; die andere aber ihre Brüder, oder ihren Geliebten verlieren, und diese alle zwar, einen durch des andern Hände. Die Streiter selbst sind bewegt und zärtlich gerührt: indessen müssen sie fort, und betreten das Wahlfeld. Indem beyde Kriegesheere sie sehen, so will keines leiden, daß Personen, die sich so nahe verwandt sind, mit einander kämpfen sollen, und man stellet ein Opfer an, um den Sinn der Götter zu erfahren. Die Hoffnung lebet in dem Herzen der Sabina wieder auf; Camillen aber ahndet nichts gutes. Man kömmt auch endlich, und sagt ihnen, es sey nun nichts mehr zu hoffen, die Götter hielten das Gefechte genehm, und die Streiter wären schon im Handgemenge miteinander. Dieß wirkt eine neue Verzweiflung! ein viel größer Schrecken als die vorigen! Hierauf kömmt die Zeitung, daß zweyen Horazier getödtet sind, endlich auch der dritte geblieben sey, und die drey Curiazier die Wahlstatt behalten hätten. Camille bedauert ihre zweyen Brüder, und hat eine heimliche Freude, daß ihr Liebhaber lebendig und Sieger sey: Sabine aber, die weder ihre Brüder noch

ihren Mann verloren, ist zufrieden. Der Vater der Horazier aber, den einzig das Wohl der Stadt Rom rühret, die nunmehr der Stadt Alba soll unterworfen seyn, und die Schande, die auch auf ihn zurück fällt, daß sein Sohn geflohen sey, schwört: daß er ihn wegen seiner Zagheit strafen und ihm das Leben mit eigener Hand nehmen wolle; welches denn die Sabine in eine Unruhe sezet. Endlich aber bringt man dem alten Horaz eine ganz entgegen gesezte Zeitung. Die Flucht seines Sohnes nämlich war nur ein Kunstgriff gewesen, dessen er sich bedienet, um die drey Curiazier umzubringen, welche wirklich auch auf dem Schlachtfelde tod geblieben sind. Nichts ist schöner, als die Art, wie diese Sache abgehandelt wird; man wird weder bey den Alten ein Original dazu, noch bey den Neuern eine Copie davon finden.

§. 32. Die Kunst bey dieser Ausführung besteht meines Erachtens darinnen, daß man eine Handlung in so viel Theile eintheile, als verschiedene Empfindungen sie bey den Personen erregen kann; es sey nun, daß diese Empfindungen von entgegen gesezter Art sind, oder es sey, daß in derselben Art die einen mehrere Stärke besitzen, als die andern. Die Personen von der Freude zum Schmerze, von der Furcht zur Hoffnung, oder von einer geringern Freude, von einer mindern Furcht zu einer größern übergehen zu lassen, das sind zwo Gattungen von Widrigkeit. Die erste ist die angenehmste, weil die Widrigkeit vollkommner ist. Die andere thut zwar auch große Wirkungen; allein überhaupt würde
ein

ein Stück, allwo eine und dieselbe Empfindung immerfort, oder doch fast beständig herrschte, ob selbige gleich immer stärker würde, nicht so gut gefallen, als wenn es mit vielerley entgegen gesetzten Empfindungen untermischt wäre. In der Malerey thun die Gewänder eine viel bessere Wirkung, als unsere gewöhnlichen Kleidungen, weil sie besser spielen und mehrere Falten werfen. So ist es auch gut, daß der Stoff des Trauerspiels so zu reden überlaufend sey, daß er verschiedene Seiten zeige, und mancherley Bewegungen habe.

§. 33. Außer der Widrigkeit, die in den verschiedenen Theilen der Handlung seyn kann, thun die widrigen Charactere der Personen, ein sehr vieles zur Verschiedenheit. Zwo Figuren auf einem Bilde, die gerade einerley Stellung haben, sind nichts fehlerhafter, als zwo Personen in einem Trauerspiele die einerley Character besitzen. Berenice Titus und Antiochus, sind allerseits nur eine einzige Person unter drey verschiedenen Namen. Die ärgste Widrigkeit entsteht unter zwo entgegen gesetzten Gattungen, z. E. eines Ehrfüchtigen und eines Liebhabers, eines Tyrannen und Helden: allein auch in einer und derselben Gattung kann man eine überaus angenehme Widrigkeit finden. So sind sich z. E. Horaz und Curiaz, obgleich beyde tugendhaft, beyde von der Liebe zum Vaterlande gleich stark eingenommen sind, sich dennoch, auch selbst in denen Empfindungen einander nicht ähnlich, die ihnen beyden gemein sind. Der eine besitzt eine edle Wildheit, der andere etwas zärtliches

und menschliches. Jedoch es ist nicht allen Menschen gegeben, das entgegen gesetzte auch unter ähnlichen Dingen vorzustellen. Kurz, wenn zwei Personen nicht recht merklich von einander unterschieden seyn können, so ist es zum mindesten gut, daß man ihnen besondere Ursachen beylege, warum sie nicht einerley Meynung sind, oder in einerley Grade der Leidenschaften stehen: und dieß ist abermal ein Meisterzug, den Herr Corneille in seinem Horaz angebracht hat. Sabine und Camille haben einerley Character, ja fast einerley Besorgniß, insgemein aber wenn die eine fürchtet, so hoffet die andere. Es wäre auch nicht unrecht, wenn die Vertrauten gegen ihre Herren nicht so gar gefällig wären, als sie gemeinlich sind, und daß sie sich die Freiheit nähmen, dieselben durch gute Gründe zu widerlegen. In einem Gespräche wird ein Widersetzen und ein Spiel erfordert, sonst ist es ein Gespräch, darinnen nur eine einzige Person redet.

§. 34. Die Vorfälle der Schaubühne sind unendlich und begreifen alles, was entweder den Zuschauer, oder eine von den Personen in Verwunderung setzen kann; alles das, was eine ganz andere Wirkung hat, als man vermuthen konnte: und es ist augenscheinlich, daß nichts die Neugierde mehr vermehre. In dem Augenblicke, da Cinna der Aemilia von der Verschwörung Rechenschaft giebt, davon er und Maximius die Häupter sind, meldet man ihm an: daß Augustus ihn und den Maximius zu sprechen verlange. Hier ist es nun unmöglich, daß Cinna sich nicht für verrathen hal-

halte, und daß der Zuschauer nicht mit Ungeduld erwarte, was der Kaiser mit ihm machen werde. Wenn nun Cinna und Maxim bey dem August erscheinen: so sieht man, daß er sie bloß rufen lassen, um mit ihnen zu überlegen, ob er das Kaiserthum niederlegen solle? Allhier gerathen Cinna, Maximinus und der Zuschauer, in ein gleiches Erstaunen; und dieß sind die rechten wunderwürdigen Kunstgriffe! Es giebt noch andere Theaterstreiche, die nur wenige Personen, nicht aber den Zuschauer betrügen, oder in Erstaunen setzen. So vertrauet sich die Ariane ihrer Schwester an, von der sie nicht weis, daß sie ihre Nebenbuhlerin ist, und dieses Spiel ist sehr schön, obgleich der Zuschauer dadurch nicht betrogen wird. In dergleichen Fällen aber genießt er den Irrthum, oder die Unwissenheit des Spielers, und sieht mit Vergnügen das Erstaunen voraus, darein er gerathen wird, wenn ihm die Augen aufgehen werden. Gleichwohl, wenn man alles wohl erwäget, so scheint es, daß die erstere Art etwas vollkommnes an sich habe. Die Lustspiele sind fruchtbarer an solchen Streichen, als die Trauerspiele; gleichwohl giebt es einige, die sehr schön, und doch ganz leer davon sind.

§. 35. Bis hieher haben wir bey der Handlung nur dasjenige betrachtet, was dem Verstande gefallen kann; das ist aber noch nicht genug, wir müssen auch an das Herz gedenken. Mit allen denen Eigenschaften, davon wir geredet haben, könnte eine Handlung zwar wohl bemerkenswerth seyn, allein es giebt noch etwas mehrers; sie muß, wo möglich, auch

auch rührend gemacht werden. Man will bewegt und gerühret werden; man will Thränen vergießen. Dieses Vergnügen, welches man beyhm Weinen empfindet, ist so seltsam, daß ich mich nicht enthalten kann, darüber eine Betrachtung anzustellen. Würde man wohl ein Belieben daran tragen, jemanden, den man liebt, in dergleichen Umständen zu sehen, worinnen sich Roderich im Eid befindet, nachdem er den Vater seiner Geliebten umgebracht? Nein gewiß nicht! gleichwohl gefällt die außerordentliche Verzweiflung des Rodrigo, die Gefahr die er läuft, alles was ihm am theuersten ist zu verlieren, eben um der Ursache willen, weil die Zuschauer den Rodrigo lieben. Wie kömmt es also doch immermehr, daß man von der Vorstellung einer Sache auf eine angenehme Weise gerühret wird, die uns betrüben würde, wenn sie wahr wäre?

§. 36. Das Vergnügen und der Schmerz, zwo so verschiedene Empfindungen, sind ihrer Quelle nach nicht so gar sehr unterschieden. Es erhellet aus dem Beispiele des Küßelns, daß eine vergnügende Bewegung, wenn sie zu hoch getrieben wird, zu einem Schmerze gedeihet, und daß die Bewegung des Schmerzens, wenn man sie ein wenig mildert, ein Vergnügen wird. Eben daher kömmt es noch, daß es eine gelinde und angenehme Schwermuth giebt, und dieß ist ein geschwächter und geminderter Schmerz. Das menschliche Herz liebt von Natur die Erregung; es schicken sich also die traurigen Gegenstände, ja so gar die schmerzlichen Gegenstände recht wohl für dasselbe; nur daß sie
durch

durch etwas versichert werden. Es ist gewiß, daß auf der Schaubühne, die Vorstellung fast die Wirkung der Wirklichkeit hat; allein sie hat sie doch nicht vollkommen. Man sey von dem Schauspieler auch noch so sehr hingerissen als man will; die Sinne und die Einbildungskraft mögen auch noch eine so starke Gewalt über die Vernunft nehmen: so bleibt doch allezeit im Innersten des Verstandes, ich weis nicht was für ein Begriff von der Falschheit dessen, was man sieht. Dieser obgleich schwache und dunkle Begriff ist hinlänglich genug, den Schmerz zu mindern, daß man einen, den man liebet, leiden sehe, und diesen Schmerz auf denjenigen Grad hinunter zu setzen, allwo er anfängt, sich in ein Vergnügen zu verwandeln. Man beweinet die Unglücksfälle eines Helden, dem man günstig geworden ist, und tröstet sich auch noch in demselben Augenblicke deswegen; weil man weis, daß es eine Erdichtung ist. Eben aus dieser Vermischung der Empfindungen aber entsteht ein angenehmer Schmerz und solche Thränen, die uns Vergnügen bringen. Da auch übrigens eine solche Betrübniß, die durch den Eindruck empfindlicher und äußerlicher Gegenstände verursachet wird, stärker ist, als der Trost, der nur aus einer innerlichen Betrachtung entspringt: so müssen in dergleichen Werken die Wirkungen und Kennzeichen des Schmerzens die Oberhand behalten.

§. 37. Diejenigen Personen, welche dergleichen Thränen aus den Augen locken sollen, müssen rührend

rend und liebenswerth seyn; allein wie soll man sie rührend und liebenswerth machen? Zuvörderst ist es genug, wenn sie nur unglücklich sind. Bey allen empfindlichen Leuten ist es schon ein Verdienst, daß man in große Drangsalen gerathe, denn diese ziehn von selbst die Zuneigung nach sich, wofern sonst nichts ist, das dieselbige zurück treibt. Der Held oder die Heldinn eines Stücks finden hiedurch den Zuschauer in sehr geneigter Verfassung: und um daß er ihre Unglücksfälle bedaure, braucht es nichts mehr, als daß sie ihm nur in keinem Stücke misfallen.

§ 38. Man muß aber wohl acht geben, daß dieser Satz nur von denen Personen gilt, die aus der Geschichte nicht sehr bekannt sind, und von denen man keinen gar zu erhabenen Begriff hat: diese machen uns gar leicht aufmerksam. Dergleichen ist Antiochus in der Rodogune. Cäsar und Alexander aber werden nicht sehr rührend seyn, wofern sie demjenigen keine Genüge thun, was man von diesen Namen erwartet. Es ist auch nicht genug, daß man nur in der Folge des Stücks große Thaten von ihnen erzähle: man muß auch sehen, daß sie in währendem Stücke wirklich welche thun. Die Geschichte der vergangenen Zeit rühret den Zuschauer sehr wenig, der so zu reden, nur seinen Augen glaubt. Daher eben kömmt es, daß Alexander so wenig rühret und eine so geringe Person in dem Stücke ist, was seinen Namen führet. Es ist wahr, man erzählet in demselben viel schöne Sachen von ihm; allein, wenn man ihn selbst sieht, so ist

ist er mit nichts, als der Liebe zu einer gewissen **Cleophile** beschäftigt, die der Zuschauer eben nicht sonderlich hoch schätzt. Gleichwohl thut **Alexander** noch zuletzt eine großmüthige That, indem er dem **Porus** seine Staaten wieder zurücke giebt: allein man rechnet ihm dieselbe fast für nichts an, weil er sich bis dahin keine große Aufmerksamkeit erworben hat.

§. 39. Eine unverdiente Unterdrückung zu erdulden, mit Undank belohnet zu werden, eine ruchlose Treulosigkeit zu erleben, das sind diejenigen Unfälle die denjenigen, die darein gerathen, die meiste Neigung zuzieht: und die Macht so sie haben die Herzen an sich zu ziehen, ist so groß, daß auch selbst **Medea**, die doch ihren Vater und ihr Vaterland verrathen ja ihren Bruder in Stücken zerrissen hat, liebenswürdig und rührend wird, da sie zu **Korinth** vom **Jason** verlassen ist. Ein jeder ist auf ihrer Seite, und wider die unschuldige **Kreusa** selbst.

§. 40. Wie vielmehr muß denn nicht die unschuldige Tugend rühren! Allein man muß die Tugend auch zu malen wissen: und hierinnen ist außer dem Herrn **Corneille** fast niemand glücklich gewesen. Man darf auch gar nicht fürchten, daß alle tugendhafte und vollkommene Charactere einander gleich sehen, und alle Helden der Schaubühne einer und derselbe Held seyn werden. Es ist zwar wahr, daß in dergleichen Characteren alle Tugenden zugleich sind, allein sie leuchten nicht alle hervor. Es giebt allemal eine, welche wegen derer Sachen, da-

von

von die Rede ist, und wegen der Umstände darinnen der Held sich befindet, die Oberhand gewinnt, und so zu reden die gegenwärtige Zeittugend wird. Die andern bleiben im Dunkeln und in der Vergessenheit, indem sich keine Gelegenheit für sie zeigt; gnug daß man nichts sieht, was ihnen zuwider wäre. Man halte diese Betrachtung mit des Hrn. Corneille Helden und Heldinnen zusammen: so wird man finden, daß sie fast alle gleich, und dennoch verschieden tugendhaft sind. Er macht ihre Charactere verschieden, nicht durch die Vermischung der Laster oder Mängel, sondern durch die verschiedenen Tugenden, die er darinnen hervor leuchten läßt.

§. 41. Diejenige Person, welche man tugendhaft schildern will, muß von allen Fehlern frey seyn. Die Liebe wird entweder für keine Schwachheit gehalten, oder sie ist doch die einzige, die man den Helden der Schaubühne zu gute hält: gleichwohl müssen sie, wie bereits gesaget worden, dieselbe gewissen edlern Empfindungen aufopfern. Man muß auch noch ferner bedenken, daß die Helden auch nur Heldinnen, das heißt, Personen lieben müssen, die ihrer vollkommen würdig sind; und einer von Alexanders Fehlern ist der, daß er die Cleophile liebt, deren Character ziemlich schlecht ist. Hier verunehret sich der Held durch seine üble Wahl. Im Polieukt hergegen wird Severus nur um desto größer, weil er von einer solchen Person geliebet wird, als die Paulina ist.

§. 42. Der Held muß ferner niemals unrecht haben, und man muß hierinnen sogar den mindesten Schein

Schein vermeiden. Hat er ja eine schwache Seite, so muß der Dichter solche zu verbergen und ihn von der guten Seite zu schildern wissen. Man muß den Alexander als einen Ueberwinder der Welt, nicht aber als einen Trunkenbold und Grausamen vorstellen. Herr Corneille hat wider diese Regel, obgleich auf eine ziemlich unmerkliche Weise, gesündigt. **Nikomedes**, dessen Character sehr schön und voller edlen Ehrliche ist; trozet und beschimpfet seinen jüngern Bruder **Attalus** ohne Unterlaß, und machet folglich dem Zuschauer, welcher sehr geneigt ist, der Meinung des Helden zu seyn, den er liebt, einen schlechten Begriff von demselben. Gleichwohl übet **Attalus** gegen das Ende eine großmüthige That aus, die den **Nikomedes** selbst aus einer großen Gefahr errettet. Hier ist man nun verdrießlich, daß **Nikomedes** den **Attalus** so schlecht gekannt, und einen Menschen so sehr verachtet hat, der es so wenig verdiente. Zudem so ist es dem **Nikomedes** einigermaßen schimpflich, daß er von demjenigen errettet wird, aus dem er sich so wenig machte. Man muß also allemal darauf rechnen, daß der Zuschauer die Helden zärtlich liebt, und daß die mindeste Sache, die demjenigen Begriffe zuwider läuft, den er sich von ihm gemacht hat, ihm verdrießlich sey.

§. 43. Die tugendhaften und angenehmen Charactere theilen sich in zwei Classen ein, einige sind sanft, zärtlich, voller Unschuld; die andern sind edel, erhaben, herzlich und stolz. Man bringt dieselben allerseits in schmerzhaften Umständen auf die Bühne,

und diejenigen, die bey ihrem Leiden empfindlicher sind und mehr Worte anwenden, um sich zu beklagen, die bewegen den Zuschauer gar leicht und erregen ein Mitleiden. Die andern, welche bey ihren Drangsalen eben so viel Muth als Empfindlichkeit besitzen, denen es nicht gut genug ist, sich zu beklagen, die erregen entweder nur Bewunderung, oder doch ein mit Bewunderung vermischtes Mitleiden, ein Mitleid ohne Thränen, welches auch bey den erhabensten Herzen Eingang haben kann. Die erstern beklagt man, und wenn man sich in ihre Stelle setzt, so bebet man vor Furcht; die letztern aber bewundert man in so hohem Grade, daß man sich fast ihr Unglück, zusammt ihren Empfindungen wünschen möchte. Die Andromacha und Cornelia sind zwo Wittwen, beyde sehr unglücklich und beyde sehr geschickt, den Unterschied dieser zwo Arten des Mitleidens zu zeigen. Die gelinden Charactere können durch eine zärtliche und feine Liebe rühren, und ihre Art zu lieben, wird ihnen zu einem neuen Verdienste. Dergleichen sind Britannicus und Junia, Bajazet und Athalide. Die erhabenen Charactere haben auch eine erhabenerer Liebe, der man diese bewegliche Weichmüthigkeit nicht beylegen kann. Sie haben aber dabey den Vortheil, daß die Bewunderung, die sie erregen, sie viel liebenswürdiger machet, als das Mitleid selbst thun würde; oder daß sie gar das Mitleid und die Bewunderung zugleich erwecken.

§. 44. Nikomedes wird durch das Ansehen unterdrückt, welches seine Schwiegermutter bey dem
 Pru,

Prusias hat, und durch die arglistige Staatskunst der Römer. Er aber beklaget sich niemals; niemals sucht er die Zuhörer zu erweichen: sondern die Standhaftigkeit seines Muthes, die Unererschrockenheit, womit er die größte Macht ansieht, die damals auf dem Erdboden war, die edlen Spöttereyen, so er darüber ausläßt, dieß alles gewinnt ihm die Herzen vielmehr, als die bittersten Klagen von der Welt thun würden: und wenn er nicht zuweilen ein wenig gar zu jung thäte; so wäre sein Character der aller-schönste, den man auf der Schaubühne sehen kann. Sein Character ist an und für sich selbst so liebenswerth, daß er auch dann gefället, wenn er lasterhaft ist. In dem Trauerspiele Wenceslaus ist Ladislaus stürmend, unbändig, heftig, verwägen, ungerecht: und gleichwohl ist er bey allen diesen Lastern liebenswerth. Alles was das Ansehen der Herzhaftigkeit, des Erhabenen und der Unabhängigkeit hat, das schmächelt schon für sich selbst unserer Neigung, die allezeit der Stärke mehr zuschreibt, als der Vernunft, und dem Muthemehr, als der Klugheit. Hingegen hat das, was geordnet und verständig ist, etwas kaltes an sich, das zuweilen gar ins lächerliche fällt. Gleichwohl muß man auf der Schaubühne nicht gar zu oft solche junge Narren aufführen, als Ladislaus ist: denn ohne Zweifel sind die vernünftigen und tugendhaften Charactere vorzuziehen; allein man muß ihnen von dem lasterhaften Character des Ladislaus so viel Stärke und Hitze beylegen, als nur immermehr möglich ist.

§. 45. Hier biethen sich nun ziemlich natürlich etliche Betrachtungen über die Nützlichkeit der Trauerspiele dar. Ich habe nie die Meynung gehabt, die Leidenschaften durch die Leidenschaften selbst zu reinigen; also will ich nichts davon sagen. Geschieht es, daß jemand durch dieses Mittel gereinigt wird, so sey es immerhin! Ich sehe dennoch nicht sehr deutlich ein, wozu es dienen soll, daß man von dem Mitleiden geheilet werde. Mich für mein Theil dünkt, der größte Nutzen der Schaubühne sey dieser, daß die Tugend den Menschen angenehm gemacht, und sie gewöhnet werden, sich ihrer anzunehmen, und ihr Herz nach ihr zu lenken; daß man ihnen große Beispiele von Standhaftigkeit und Muth in Unglücksfällen vorstelle, um dadurch ihre Empfindungen zu stärken und zu erheben. Hieraus folget, daß man nicht nur tugendhafte Charactere vornehmen müsse, sondern, daß sie auch auf eine so erhabene und stolze Art tugendhaft seyn müssen, als des Herrn Corneille seine sind, welche das Herz stärken, und rechte Regeln zum Heldenmuth geben. Andere Charactere, die zwar auch tugendhaft, aber der gewöhnlichen Gemüthsart der Menschen gemäßer wären, die würden die Seele nur weiblich machen, und die Zuschauer zur Schwachheit und Niedergeschlagenheit gewöhnen. Die Liebe betreffend, weil dieselbe ein nothwendiges Uebel ist: so wäre es zu wünschen, daß die Stücke des Herrn Corneille dieselbe den Zuschauern nicht anders einflößten, als sie sie ihnen vorstellen.

(Das übrige folgt nächstens.)

* * * * *

IV.

Plutarch's von Charonea Lebensbeschreibungen der berühmten Männer, des Theseus, Romulus, Lykurgs, Numa, Solons und P. Val. Publicola, aus dem Griechischen übersezt, und mit Anmerkungen versehen. Leipz. bey Bernh. Christoph Breitkopf. 1745. in 8. 556. S. ohne die Vorrede und Chronol. Tafel.

Ungeachtet wir dieses Werk bereits vor etlichen Monaten als fertig angekündigt: so können wir nicht umhin, etwas ausführlicher davon zu reden. Theils die Wichtigkeit des Originals, theils die Beschaffenheit der Uebersetzung fordert solches von uns. Plutarch ist unstreitig unter den alten Geschichtschreibern allezeit für einen der gelehrtesten und verständigsten gehalten worden: ja man könnte sagen, daß er auch einer der gewissenhaftigsten gewesen, der auf eine höchst unparteyische Art Gutes und Böses von seinen Helden erzählt hat. Dazu kommt noch, daß er auch als ein scharffsinniger Staatskundiger und Kunstrichter im sittlichen Felde, die Tugenden und Fehler großer Männer gegen einander zu halten und genau abzuwägen gewußt; wie die Vergleichen, die jedem Paare von Lebensbeschreibungen beygefüget sind,

sind, einem jeden vor Augen legen. Daher ist es ohne Zweifel gekommen, daß gewisse große Bücherkennner, auf die Frage: welche Bücher sie sich vor andern erwählen würden, wenn sie sich nur ein paar, oder höchstens drey, aus einer so unzähligen Menge derselben, auslesen dürften? so geantwortet haben, daß sie Plutarch's Werke dabey fast oben an gestellet *.

Dieses Bändchen hält zwar nur die sechs ersten Leben, berühmter Männer in sich, ist aber auch nur als ein Vorläufer der übrigen anzusehen. Der Hr. Verleger hat nämlich die ganze Uebersetzung derselben käuflich an sich gebracht, die der sel. Prof. Schulz in Halle, ein in den gelehrten Sprachen und schönen Wissenschaften gleich berühmter Mann, noch vor seinem Ende zu Stande gebracht. Dieses nun setzet ihn in den Stand, unsern Landesleuten, die nun an dem Lesen der Alten von neuem einen Geschmack zu bekommen scheinen, nachdem man ihnen dieselben in einer anmuthigern Gestalt und leserlichern Sprache zu liefern angefangen, bald das ganze Werk zu liefern. Und wir können ihnen eine desto ungeduldigere Begierde dazu erwecken, da dersel. Mann auch selbst eine ziemliche Anzahl gelehrter Anmerkungen dazu verfertiget hat, die ohne Zweifel den Beyfall aller Kenner verdienen werden.

Die Herren Uebersetzer dieses ersten Theiles haben sich nicht anders, als durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen der Welt bekannt zu machen belie-

* S. Morhof. Tom. I. lib. I. c. 5. §. 18.

beliebet: daher wollen wir sie auch nicht bekannter machen. Herr M. J. C. K. hat uns den Theseus, Infurg, und Numa, Hr. M. A. B. S. aber den Romulus, Solon und Publicola geliefert. Nun hat zwar in einer berlinischen Zeitung die Nachricht gestanden, als ob diese Uebersetzungen sämmtlich unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Gottscheds allhier herausgekommen. Allein da dieser sich keiner fremden Ehre anzumassen pflegt, so hat er uns veranlaßt, hiermit zu erklären: daß außer dem Anschläge, den er theils dem ersten von den Hrn. Uebersetzern, und dem Hrn. Verleger gegeben, nichts dabey von ihm herrühre; außer, daß er die schöne londensche Ausgabe der *Vitarum parallelarum*, die August Brianus 1729 in fünf großen Quartbänden ans Licht gestellet, und Daciers französischen Plutarch dazu hergeliehen; und irgend über die erste Probe der Uebersetzung, die der Hr. Verfasser ihm zu zeigen beliebet, demselben einige Gedanken eröffnet habe.

Die Zueigungsschrift ist an Se. Königl. Hoheit den Durchl. Königl. polnischen und sächsischen Churprinzen gerichtet, und nicht unrecht abgefaßt. Und wem hätte man ein Werk welches die trefflichsten Beispiele großer Männer in sich hält, mit besserem Grunde widmen können, als einem so hocherleuchteten Prinzen, der gleichsam den Schuß der ganzen Gelehrsamkeit übernommen hat; andrer großen Eigenschaften zu geschweigen, die an ihm um die Wette hervorleuchten.

56 IV. Plutarch's Lebensbeschreibungen

In der Vorrede wird anfänglich von Plutarch's großen Verdiensten gehandelt; und diejenige Sammlung einiger von seinen kleinen Schriften bedauert, die durch die Nachlässigkeit der finstern Jahrhunderte verloren gegangen. Man vertheidiget ihn gegen den Vorwurf, der einigen gar zu fruchtbarren Federn gemacht worden: daß nämlich die Vielschreiber auch insgemein viel schlechtes schrieben. Man rühmet ihm eine vollkommene Erkenntniß der Weltweisheit in allen ihren Theilen, der ganzen Geschichte, der Alterthümer, der heidnischen Götterlehre, und überhaupt aller freyen Künste und schönen Wissenschaften nach; und zwar alles mit gutem Rechte.

Was die Weltweisheit betrifft, so ist er kein sectirischer, sondern ein eklektischer Philosoph gewesen, der sich aus allen Schulen der alten Weisen das beste erwählet hat. In Beschreibung des heidnischen Gottesdienstes scheint er alle Heimlichkeiten der Aegypter, der eleusinischen Feste, und der römischen Feyerlichkeiten, ausstudirt und gekannt zu haben. Handelt er ein Stück aus der Sittenlehre ab, so ist er ein eifriger Herold der Tugend, und tiefsinniger Erforscher des menschlichen Herzens. Ueberall aber leuchtet ein lebendiger Trieb aus ihm hervor, alle Menschen tugendhaft zu machen, und ihnen einen Abscheu vor den Lastern bezubringen.

Man setz hinzu, daß sich Plutarch gleichwohl in diesen historischen Schriften in seiner vollen Stärke gewiesen. Rom, Athen, Sparta, Carthago und andere Staaten mehr, liegen hier gleichsam
ganz

ganz bloß vor seinen Augen. Er sieht die Quellen ihres Glors und Verfalles aufs vollkommenste ein. Er scheint ihrer Gesetzgeber Rath, und der Zuchtmeister ihrer Tyrannen zu seyn. Die Kriege und Schlachten beschreibt er, als ob er den Feldherren zur Seite gestanden hätte. Ueber die Ruhe und Sicherheit der Völker kann er sein inniges Vergnügen nicht bergen; und seine Helden stellt er uns so lebhaft vor, daß man sie mit Augen zu sehen, ja mit ihnen selbst zu sprechen glaubt. Kurz, diese Leben halten gleichsam den Kern aller griechischen und römischen Geschichte in sich: und er führt seine Leser aus den ältesten Zeiten, da Theseus gelebet, bis in die neuesten, die er noch selbst erlebt hat, fast in einer ununterbrochenen Reihe der merkwürdigsten Weltgeschichte. In den römischen Begebenheiten aber haben seine Erzählungen noch diesen Vorzug, daß er als ein Ausländer uns so manchen Gebrauch beschreibt, den ein geborner Römer, als bekannt, übergangen haben würde.

Wir übergehen die übrigen Vortheile, die dem Plutarch hier mit gutem Grunde nachgerühmet werden; darunter sonderlich dieser zu merken ist, den künftige Regenten daraus ziehen können. Denn wenn überhaupt die Geschichtsbücher die beste Schule der Regenten zu nennen sind: so ist gewiß Plutarch der vortrefflichste Lehrer darinnen; welches hier ausführlich dargethan wird. Aber auch Privatpersonen finden hier viel zu lernen, weil er auch diejenigen Eigenschaften seiner Helden entwirft, die sie als Menschen an sich gehabt. Kurz Plutarch

erweist sich überall als einen guten Patriot, und zwar als einen solchen, der auch seine Leser dazu zu machen suchet.

Hierauf erzählt der Hr. Verfasser, was Plutarch für Nachfolger in solchen Lebensbeschreibungen gefunden. Um Antonins Zeiten hat schon Amynntianus dergleichen einige aufgesetzt. Barillas hat Kaiser Carl den V. mit Franciscus dem I. Kön. in Frankreich ꝛc. St. Evremond den Alexander mit dem Cäsar ꝛc. Rapin, den Cicero mit dem Demosthenes ꝛc. und Lombard den Mezeray mit dem P. Daniel verglichen. Und noch neulich hat Hr. Prof. Holberg in Copenhagen zwey ganze Bände solcher Vergleichen aus neuern Zeiten heraus gegeben.

Man vergißt auch der Uebersetzer nicht, darunter Lopus, Philelphus, Guarinus von Verona, Acciajulus, Aretinus, Barbarus, Brynãus, Crusearius und Fylander zu merken sind. Unter den Franzosen haben Amiot und Dacier diese Arbeit ausgeführt: Meziriac aber ist die Ausführung seines Vorhabens schuldig geblieben. Ins Englische, Welsche und Spanische sind auch verschiedene Stücke davon übersetzt worden; im Deutschen aber hat uns Hieronymus Boner schon 1547. und also fast vor 200 Jahren eine Uebersetzung dieser Leben geliefert. Und ob zwar der Herr Borredner glaubt, daß diese Arbeit mit Amynots seiner gar nicht zu vergleichen sey; auch deswegen keiner Entschuldigung nöthig zu haben glaubt, daß man sie von neuem übernommen: so hätte er doch unmaßgeblich bedenken

fen sollen, 1) daß auch Amiots seine bey nahe um funfzig Jahre neuer ist, als des ehrlichen Boners seine; 2) daß die Rauzigkeit der Deutschen Sprache vor zweyen Jahrhunderten, es noch nicht zugelassen, etwas so vollkommenes zu liefern, das heute zu Tage nicht verbessert werden könnte. 3) Daß auch Amiots seine, selbst nach Meziriacs Angeben, über zweytausend Hauptfehler in sich halte; da es noch sehr ungewiß ist, ob Boners seine so sehr davon wimmelte? und endlich 4) daß es auch heute zu Tage fast unmöglich sey, die altväterische Schreibart Amiots zu ertragen; geschweige denn mit Vergnügen zu lesen. Es hat nämlich nur an neuern Ausgebern gefehlt, die Boners Arbeit nach und nach hätten verbessern und in einer neuern Sprache darstellen können: so würde ein deutscher Plutarch längst ein Handbuch der deutschen Hofleute, Feldherren, ja des Adels und der Kriegleute geworden seyn. Unserer Meynung nach, muß man diejenigen aller Ehren werth halten, die an der Ausbreitung der freyen Künste und Wissenschaften, so viel es ihre Zeiten zuließen, zuerst gearbeitet haben. Wir würden vielleicht noch im Finstern tappen, und unsere Muttersprache würde noch rauh und barbarisch seyn; wenn nicht in dem XVI. Jahrhunderte so viel wackere Männer sich mit dem Dolmetschen der alten griechischen und römischen Schriftsteller beschäftiget hätten. Die beste Art, sie der Unvollkommenheit zu überführen, ist, wenn man sie durch eigne Arbeiten übertrifft.

60 IV. Plutarchs Lebensbeschreibungen

Nunmehr folgt Daciers chronologische Tabelle über alle Lebensbeschreibungen Plutarchs, die theils nach den Jahren der Welt, theils nach den Olympiaden, theils nach der Erbauung der Stadt Rom, theils nach der Geburt Christi eingerichtet ist. Nichts ist angenehmer, als hierinnen eine ordentliche Folge der wichtigsten Begebenheiten des Alterthums, nach der Zeitordnung zu durchlaufen. Die Wasserfluth Deukalions fängt an, die sich funfzehn Jahre vor dem Ausgange der Israeliten aus Aegypten zugetragen hat. Darauf folgen Minos der I. und sein Enkel, Minos der II. König in Creta: welchem Theseus, der erste von denen Helden folget, dessen Leben Plutarch beschrieben hat. Wir wollen doch hier denen von unsern Lesern, die den Plutarch noch nicht kennen, eine Lust zu der bevorstehenden deutschen Ausgabe zu machen, die sämtlichen Namen, nach der Zeit, wie sie gelebt haben, hersehen, und nur die Jahrzahl vor oder nach der Geburt Christi beyfügen. Es lebte also

	Jahre vor Ch. Geb.		Jahre vor Chr. Geb.
Theseus	1228	Perikles	429
Inkurgus	904	Nicias	413
Romulus	751	Alcibiades	410
Numa	712	Inxander	403
Solon	598	Artaxerxes Mnem.	399
Publicola	506	Agésilas	395
Coriolan	488	Camillus	386
Aristides	481	Pelopidas	366
Themistokles	478	Timoleon	363
Cimon	468	Dion	350
			Jahr

Jahre vor Chr. Geb.		Jahre vor Chr. Geb.	
Demosthenes	355	Paul Aemil.	166
Alexander	334	Die Grachen	121
Phocion	316	Marius	105
Eumenes	314	Sylla	93
Demetrius	312	Sertorius	81
Pyrrhus	278	Pompejus	79
Aratus	249	Cicero	78
Agis und Cleom.	225	Lucullus	71
Philopömen	221	Jul. Cäsar	57
Flaminius	196	Brutus	42
Cato Censor	194	Marcus Antonius	40
Jahre nach Christi Geburt.			
Galba	I	Otto	71

Hier kann nun ein jeder leicht abnehmen, daß in diesen Lebensbeschreibungen so vieler berühmten Männer ein Zusammenhang der wichtigsten Begebenheiten des Alterthums in einer fast ununterbrochenen Reihe anzutreffen sey, welches denn dieses plutarchische Werk, doppelt schätzbar macht.

Nunmehr folgt die Uebersetzung der sechs ersten Leben, davon wir nur eine Probe geben, und dem Leser selbst das Urtheil davon überlassen wollen; hernach aber noch etwas von den Anmerkungen sagen werden, die bey dieser Ausgabe befindlich sind. Zur Probe soll uns ein Stück aus Incurgs Leben, auf der 221sten und folg. bis 228. Seite dienen.

„Die andere und verwegenste Anordnung des Incurgs war die Austheilung der Aecker. Es war unter

„unter ihnen eine große Ungleichheit, und die Anzahl
 „der unbegüterten und armen vergrößerte sich, weil
 „aller Reichthum etlichen wenigen zugeflossen war.
 „Um nun den Uebermuth, den Neid, die Ungerech-
 „tigkeit und Schwelgeren, und die noch größern und
 „im gemeinen Wesen verjährten Krankheiten, näm-
 „lich den Reichthum und die Armuth, zu verban-
 „nen, beredete er sie, daß sie alles Land hergaben,
 „sich aufs neue darein theilten, und alle, als solche,
 „die einander gleich waren, und alles gemein hatten,
 „mit einander lebten. Daß sie ferner der Tugend
 „allen Vorzug ließen, und daß zwischen einem und
 „dem andern kein anderer Unterschied, und keine
 „andere Ungleichheit war, als diese, welche der Vor-
 „wurf schändlicher Dinge, und das Lob rühmlicher
 „Thaten bestimmte. Dieses ins Werk zu setzen,
 „theilte er Lakonien in dreßzig tausend Theile, und
 „gab sie denen ein, die um Sparta herum wohne-
 „ten; die bey der Stadt gelegenen Felder aber thei-
 „lete er in neuntausend Theile, und überließ sie den
 „Spartanern. Wie einige vorgeben, hat Lykurg
 „nur sechstausend Theile gemacht, und Polydor in
 „den folgenden Zeiten noch drehtausend darzu ge-
 „than, doch behaupten auch andere, daß Polydor
 „die eine Hälfte dieser neuntausend Theile, und Ly-
 „kurg die andere gemacht hat. Eines jeglichen
 „Theil war so groß, daß er einem Manne siebenzig
 „Scheffel Gerste, einer Frau aber zwölf Scheffel,
 „und beyden nach dieser Verhältniß einen Vorrath
 „von flüssigen Früchten einbrachte. Sie glaubten,
 „daß ihnen so viel Einkünfte zu ihrer Versorgung
 „und

„und Gesundheit zureichend wären, und daß sie
 „ein mehrers nicht brauchten. Man erzählt, daß
 „Hykurg darauf, während der Erndte, bey der Zurück-
 „kunft von einer Reise, durch diese Felder gegan-
 „gen ist, und, da er lauter gleich große Haufen ge-
 „sehen, zu den bestehenden lächelnd gesagt hat:
 „daß es ihm vorkäme, als wäre die ganze
 „spartanische Gegend nur neulich unter Brü-
 „der ausgetheilet worden.

„Hierauf nahm er auch die Eintheilung der be-
 „weglichen Güter vor, um vollends alle Ungleich-
 „heit zwischen ihnen aufzuheben. Allein er merkte
 „bald, daß sie über eine offenbare Entziehung ihrer
 „Güter unwillig werden würden, und gieng daher
 „einen andern Weg, und suchte in den Gemüthern
 „seiner Bürger die Begierde nach ihnen zu unter-
 „drücken. Vor allen Dingen schaffete er alle gül-
 „dene und silberne Münzen ab, und befahl, daß
 „man sich allein der eisernen Münzen bedienen sollte.
 „Einem schweren und großen Stücke Eisen gab er
 „einen geringen Werth, daß man für zehn Pfund
 „so viel bekam, daß man, um es weg zu führen,
 „einen zweispännigen Wagen, und einen großen
 „Platz im Hause brauchte. So bald diese Münze
 „gangbar wurde, fielen zu Sparta viele Arten von
 „Ungerechtigkeiten weg. Denn wer hätte etwas
 „stehlen, oder Geschenke nehmen, oder einen andern
 „bevortheilen, und etwas rauben sollen, da er es
 „nicht hätte verbergen können, und dessen Besitz ihn
 „nicht glücklich gemacht, und welches auch nicht
 „einmal mit Nutzen hätte können zerhauen werden?

Denn

„Denn Infurg hat, wie man saget, das Eisen,
 „wenn es glühend gewesen ist, in Eßig löschen und
 „härten, und ihm dadurch seine Eigenschaften neh-
 „men lassen, daß es zu andern Dingen nicht mehr
 „hat können gebraucht, noch verarbeitet werden.
 „Hierauf vertrieb er die unnützen und überflüssigen
 „Künstler, welche sich ohne dem, wenn sie auch
 „niemand vertrieben hätte, wegen der gangbaren
 „Münze, würden weggewandt haben, weil sie ihre
 „Arbeit nicht verkaufen konnten. Denn man konn-
 „te die eiserne Münze nicht in andere griechische
 „Städte bringen, bey denen sie verachtet war, und
 „nichts galt. Es fand daher bey ihnen kein Han-
 „del mit fremden Waaren, auch nicht einmal mit
 „den allerschlechtesten statt. Es lief in den sparta-
 „nischen Häfen kein Schiff mit Kaufmannsgütern
 „ein. Es kam auch kein Sophist, kein herumir-
 „render Wahrsager, kein Hurenwirth, kein Künst-
 „ler, der güldenes und silbernes Geschmeide verfer-
 „tigt hätte, nach Lacedämon, weil daselbst kein
 „Geld anzutreffen war. Da es nun also an solchen
 „Leuten fehlte, welche die Schwelgeren einführen,
 „und unterhalten; so fiel sie in kurzem von sich selbst
 „weg. Die vieles besaßen, hatten nicht mehr, als
 „andere, da sie keine Gelegenheit hatten, andern
 „ihren Reichthum zu zeigen, und ihn sehen zu lassen,
 „sondern derselbe zu Hause ganz tod, und eingeschlos-
 „sen liegen mußte. Daher kam es, daß der täg-
 „liche Hausrath, und den man immer braucht, als
 „Betten, Stühle und Tische, bey ihnen am aller-
 „besten verfertigt wurde. Vornehmlich war, nach
 dem

„dem Berichte des Kritias, das lacedämonische
 „Trinkgeschirr, Kothon, wegen seines Nutzens bey
 „Zeldzügen, in großem Rufe, weil man das Was-
 „ser, welches man da aus Noth trinken muß, und
 „vor welchem den Augen ekelt, vor seiner Farbe
 „nicht sehen konnte, auch sich das unreine inwendig
 „anhieng, und von den Rändern abgehalten wur-
 „de, daß also nur das reine an den Mund kam.
 „Auch hiervon war der Gesetzgeber Ursache. Denn
 „die Künstler bewiesen an den nothwendigen Din-
 „gen alle ihre Geschicklichkeit, weil sie von den un-
 „nützen abgezogen wurden.

„Da er aber ferner darauf bedacht war, wie er
 „der Schwelgerey und der Begierde nach dem
 „Reichthume, noch mehr steuern möchte; so machte
 „er diese dritte und sehr schöne Einrichtung, und ver-
 „ordnete, daß sie alle beyammen speisen, und sich
 „mit gemeinen und verordneten Speisen begnügen
 „mußten. Niemand von ihnen durfte sich zu Hau-
 „se auf prächtigen Polstern und Tischen, von Gast-
 „wirthen und Köchen speisen lassen, damit sie sich
 „nicht im verborgenen, wie vielgefräßige Thiere,
 „mästen, und wenn sie also in allen Lüsten und in
 „der Böllerey ausgelassen wären, nicht nur ihre
 „Körper, sondern auch ihre Sitten verderben möch-
 „ten, und daher lange schlafen und ausruhen, wie
 „auch sich warmer Bäder bedienen, und täglich
 „wieder ausheilen mußten. Dieses war schon etwas
 „großes, aber noch etwas größeres war es, daß
 „er es dadurch, daß sie beyammen essen mußten,
 „und durch die Sparsamkeit im Essen und Trinken

66 IV. Plutarch's Lebensbeschreibungen

„so weit brachte, daß der Reichthum, wie Theo-
„phrast sagt, sicher vor den Dieben, und noch
„mehr vor dem Neide, und gar kein Reichthum
„mehr war. Ein großer Hausrath war unnöthig,
„weil man ihn nicht brauchen, und andern zeigen,
„noch sich damit sehen lassen konnte, da der Reiche
„so wohl, als der Arme, in eben das Gasthaus ge-
„hen mußte, daß also das bekannte Sprüchwort
„bey dem einzigen Sparta unter allen Städten un-
„ter der Sonnen eingetroffen ist: daß der Reich-
„thum blind sey, und, wie ein Gemählde,
„tod und unbeweglich da liege, und verwahret
„werde. Es durfte keiner vorher zu Hause essen,
„und mit vollem Bauche in dieses gemeine Gasthaus
„kommen. Denn die übrigen gaben auf denjenigen,
„der mit ihnen nicht aß und trank, genau Achtung,
„und beschimpften ihn, als einen unmäßigen Men-
„schen, dem die Speisen nicht schmecken wollten.“

So klingt nun unser deutscher Plutarch, und es
ist kein Zweifel, daß er sich von einem jeden mit
Bergnügen wird lesen lassen. Was aber die An-
merkungen betrifft: so hatte freylich ein Buch von
dieser Art verschiedene Arten derselben nöthig. Die
Herren Uebersetzer haben es also auch daran nicht
fehlen lassen; und sie haben sich darinnen nicht nur
hin und wieder bemühet, ihre Uebersetzung zu recht-
fertigen, sondern auch verschiedenes zu besserem Ver-
stande des Textes beygebracht. Die Arbeiten ihrer
Vorgänger haben sie auch völlig in den Stand ge-
setzt, solches zu leisten, und man bemerket hjerin-

nen

nen nicht nur ihre vernünftige Wahl, sondern auch Deutlichkeit und Ordnung. Ein Exempel wird die Sache klärer machen. Bey der angeführten Stelle, könnte es jemanden Wunder nehmen, warum Lykurgus der Stadt Sparta nur 9000. Hüfen Landes gegeben. Hierauf dienet die unter dem Texte, auf der 222. 223. S. befindliche Anmerkung.

„Diese Ungleichheit der Einkünfte gründet sich dar-
 „auf, weil ein Mann, als der Hausvater, seine
 „Kinder und sein Gesinde von seinem Theile erhal-
 „ten mußte. Es mag sich aber die Anzahl der
 „Spartaner damals ungefähr auf neuntausend er-
 „streckt haben, daß also ein jeglicher ein Loos be-
 „kommen hat. Wenn die Anzahl der Bürger an-
 „wuchs, welches wegen der beständigen Kriege sel-
 „sten geschah: so entledigte sich der Staat, weil die-
 „se neuntausend Loose weder verkauft, noch in klei-
 „nere Theile durften eingetheilet werden, von der
 „Last der armen Bürger, und schickte eine Anzahl
 „von ihnen in fremde Länder, wo sie sich anbaueten,
 „und den Spartanern dadurch, daß sie ihre getreu-
 „en Bundsgenossen blieben, zur Behauptung der
 „Oberherrschaft in Griechenland vieles bestrugen.
 „Allein ob gleich die Geseze dem Ehestande viele
 „Vorzüge einräumeten, und die Väter, welche drey
 „oder vier Kinder gezeugt hatten, nach den Gese-
 „zen, von der Wache und von allen öffentlich
 „Abgaben frey waren, wie solches Aristoteles im 2.
 „Buche seiner Politik, und Aelian im 6. Cap. des 6.
 „B. bezeugen: so fehlte es dem ungeachtet Sparta

„fast beständig an Bürgern, wie denn ihre Anzahl
 „einstmals auf tausend, und auf noch wenigere soll
 „geschmolzen seyn, daß daher diese neuntausend loo-
 „se, an etliche wenige, und vornehmlich an die
 „Weiber fielen. In den folgenden Zeiten wollte
 „der König Agis, bey der Vermehrung der Bür-
 „ger, diesem Uebel abhelfen, und den Besiß dieser
 „loose wieder auf den alten Fuß gesetzt wissen, und
 „brachte unter andern diese Gesetze in Vorschlag:
 „daß den Schuldern ihre Schulden sollten
 „erlassen, und die Aecker wieder gleich einge-
 „theilet werden, wozu er auch selbst seine reiche
 „Mutter beredete, die sehr viele Theile besaß. Al-
 „lein er fand nicht allein bey seinem Vetter Agesi-
 „laus, sondern auch bey den Aufsehern so großen
 „Widerstand, daß er dieses so löbliche Unternehmen
 „so gar mit dem Leben bezahlen mußte, wovon wir
 „in seinem Leben ein mehrers sehen werden.

Wir wünschen zum Beschlusse nichts mehr, als daß
 der Herr Verleger uns bald die folgenden Theile die-
 ses trefflichen Schriftstellers zu liefern im Stande
 seyn, und sich dadurch sein Vaterland, wie durch
 seinen übrigen Verlag, aufs neue verbind-
 lich machen möge.

✻ ✻ ✻

Von denen Belohnungen und Ehrenzeichen, welche von den Griechen und Römern denenjenigen zugestanden worden, die sich entweder in den Wissenschaften, oder in der Kriegskunst hervorthaten *.

So schätzbar auch die Tugend an und für sich selbst ist, so hat man doch fast zu allen Zeiten dafür gehalten, daß ihr Name und ihre Reizungen allein nicht hinlänglich wären, die Menschen zu deren Nachfolge anzureizen. Eben dieses erste Bekenntniß der menschlichen Schwachheit nun hat den Gebrauch der Belohnungen, und der äußerlichen Merkmale des Ruhmes und Vorzuges eingeführet. Auf solche Art ward denn die Ehre der gewöhnliche Weg zur Tugend; ein Begriff, der der Meynung jenes weisen Römers gerade zuwider lief, welcher, da er einer jeden von diesen Gottheiten einen Tempel bauete, dieselben neben einander setzte, und sie dergestalt stellte, daß man zum Tempel der Ehre nicht anders, als durch den Tempel der Tugend kommen konnte.

E 3

Es

* Siehe die Histoire de l'Acad. roiale des Inscript, et belles Lettres. Tom. I. p. 144.

Es wäre also keine unnützliche und unangenehme Untersuchung, wenn man mit einer gewissen Ordnung die verschiedenen Gattungen der Belohnung oder der Ehrenzeichen durchginge, welche die Griechen und Römer denen zugestanden haben, die sich entweder durch eine tiefe Weisheit, oder durch einen richtigen Verstand, oder durch einen unstreitigen Heldenmuth, vor andern berühmt gemacht. Dieses nun ist in einem Tractate geschehen, welchen der Herr Boze im 1705. Jahre unternommen, und aus welchem er der Akademie verschiedene Stücke vorgelesen hat.

Der erste Theil dieses Tractats enthält den Ursprung, und gewissermaßen auch die Geschichte der Bildsäulen, der Aufschriften und Schaumünzen.

Der andere Theil handelt von der Pracht der großen und kleinen Siegsgepränge, und von den Triumphbögen und Trophäen, von den unterschiedenen kriegerischen Kränzen, von den Ausheilungen der Halsbänder, der goldnen Schilde, der Pfeile, der gestickten Standarten, u. s. f.

Der dritte Theil handelt von den öffentlichen Zuruffen, von den glormwürdigen Beynamen, die daher entsprangen, und zuweilen sogar auch den Nachkommen derer, die solche verdienet hatten, noch beygelegt wurden; von den Leichenreden, von dem Rechte der Bildnisse der Ahnen, von den Consecrationen, u. s. w.

Der vierdte endlich besteht in einer Vergleichung aller dieser bey den alten bekannten Belohnungen, mit denen die in den letzten Jahrhunderten üb-

üblich gewesen, oder auch noch diese Stunde bey uns gewöhnlich sind.

Von den Zurüffen.

Die Zurüffe sind zu allen Zeiten und in allen Ländern gebräuchlich, aber niemals weder häufiger noch auch sonderbarer gewesen, als unter den römischen Kaisern. Der römische Pöbel, der fast von sonst nichts, als von der Freygebigkeit des Regenten lebete, und der Senat, der nur noch den bloßen Schatten seines ehemaligen Ansehens übrig hatte, diese beyde suchten ihm ihre Ergebenheit durch die schmäuelhaftesten Lobsprüche, und durch die herrlichsten Titel zu bezeigen. Ja diese Verderbniß schlich sich auch so gar in die Arbeiten der Gelehrten ein, welche bey den öffentlichen Vorlesungen ihrer Werke ebenfalls dergleichen Beyfall suchten.

Man kann daher die Zurüffe in folgende drey Gattungen einschränken: in den Zuruff des Pöbels, sodann des Senats, und in die Zurüffe der Versammlungen gelehrter Männer: und in eben dieser Ordnung hat Herr Simon im 1705. Jahre bey der Akademie davon gehandelt.

Es erhellet aus den Vorreden und den gewöhnlichen Schlußreden bey den alten Comödien, daß die Zurüffe auch so gar bey den Schauspielen, vom Anfange der Republik an, nichts unbekanntes gewesen. Allein sie waren ganz ungekünstelt. Plautus tunc arte carebat, sagt Ovidius. Es war nichts, als ein verwirrtes Geschrey, aus welchem mit der Zeit eine Art von Concert ward. Der Gesang (Canticum)

cum) dessen Phädrus erwähnt, Laetare incolu-
 mis Roma saluo Principe, den man für den Au-
 gust gemacht hatte, und welcher den lächerlichen
 Irrthum eines Flötenspielers, Princeps genannt,
 veranlassete, bemerkt zur Gnüge, daß die musika-
 lischen Zurüffe schon zur Zeit seiner Regierung ge-
 bräuchlich gewesen: Reuertentem ex prouincia mo-
 dularis carminibus prosequabantur, sagt Sueton,
 der uns noch ein ander Beyspiel dieser Art, zu Ti-
 bers Zeiten, darbeuth. Nachdem sich zu Rom
 das falsche Gerücht von des Germanicus Gene-
 sung ausgebreitet, so lief das Volk haufenweise zum
 Capitol, mit Fackeln und Schlachtopfern in den
 Händen, wobey es sang: Salua Roma, salua Pa-
 tria, saluus est Germanicus.

Nero, der sich recht übermäßig der Musik erge-
 ben hatte, ließ sich angelegen seyn, die Musik bey
 den Zurüffen auf einen vollkommneren Fuß zu setzen.
 Er war von der Harmonie bezaubert worden, wo-
 mit die Alexandrier, welche nach Neapolis ge-
 kommen waren, die dasigen Spiele zu sehen, sein
 Lob besungen hatten. Er ließ daher eine noch größere
 Anzahl kommen, um die jungen Leute zu unterrich-
 ten, welche theils aus den Rittern, theils aus dem
 Pöbel ausgesucht wurden, und sie die verschiedenen
 Arten der in Alexandrien üblichen Zurüffe zu
 lehren.

Diese musikalischen Zurüffe hatten auch mit dem
 Tode des Nero kein Ende; sondern haben bis zu
 Theodorichs Regierung fortgedauret. Das Volk
 aber machte nicht allezeit nur einen einzigen Chor
 aus:

aus: denn zuweilen theilte es sich in zween, die einander wechselsweise antworteten. So gaben Burrhus und Seneca, die dem Nero zur Seiten saßen, wenn er auf dem Schauplatze die Leier spielte, ein Zeichen durch ein Händeklopfen. Sogleich stimmten fünftausend Soldaten, die man Augustales nannte, sein Lob an, welchen Gesang die Zuschauer, insonderheit aber die Standespersonen, wiederholen mußten. Alles dieses geschah unter der Aufsicht eines Musikmeisters, der Mezochoros, oder Paulanius genennet ward.

Die Lobeserhebungen begleiteten die Zurüffe, und es gab deren dreyerley Gattungen. Die erste nannte man Bombos, weil sie das Geschwärm der Bienen nachahmeten. Die andern nannte man Imbrices, weil sie einen Klang hatten, der dem Regen ähnlich kam, wenn er auf die Dächer fällt. Die dritte hieß Testae, weil sie den Ton der Muscheln oder Castagnetten nachahmete. Alle diese Lobsprüche wurden nach einer gewissen Cadanz ertheilet, diese aber ward zuweilen durch das Landvolk verderbt; welches in die Stadt gekommen war, dergleichen Schauspiele zu sehen, und im übrigen nicht wohl unterrichtet war.

Es gab noch verschiedene andere Arten des Beyfalls, z. E. daß man aufstand; daß man beyde Hände zum Munde brachte, und sie hernach gegen diejenigen ausreckte, denen man die Ehre erweisen wollte: und dieses nannte man adorare, oder basia iactare. Ferner, daß man die Hände zusammen geschlossen, und mit gekreuzten Daumen in die Höhe

hob, und endlich eine Falte der Toga flattern ließ. Da aber dieses beschwerlich war, so kam der Kaiser Aurelian darauf, daß er dem Volke gewisse Streifen Zeug zu diesem Gebrauche austheilen ließ.

Die Ehrenbezeugungen der Zurüffe wurden insonderheit den Kaisern, deren Kindern, ihren Lieblingen, und denen obrigkeitlichen Personen erwiesen, die den Spielen vorstuden. Zuweilen ertheilte man sie auch solchen Personen, deren Verdienste ausnehmend waren, wie es nach Quintilians Berichte, dem Cato und Virgil widerfahren ist. Die gemeinsten Formeln waren: Feliciter, Longiorum vitam, Annos felices. Selbst die spielenden Personen, die sich vor andern hervorgethan, und die in den Lauffreisen (Circis) den Preis erlanget hatten, waren davon nicht ausgeschlossen.

Man kann zu den Zurüffen bey den Schauspielen noch die Zurüffe der Soldaten und des Volkes bey den Siegsgeprängen hinzusetzen. Das siegende Kriegsheer gieng mit seinem Feldherrn zum Capitol und wiederholte bey denen Versen, die es zu seinem Lobe sang, vielemal die Worte: io Triumpho! worauf das Volk mit eben demselben Freudentuschreie antwortete.

Die Soldaten beehrten auch durch Zurüffe ihren Feldherrn mit dem Titel Imperator, wann er irgend eine wichtige Schlacht gewonnen hatte; er behielt denselben auch nur bis zum Triumph. Da aber Julius Cäsar denselben behielt, als er das Reich an sich riß: so ward er hernach der eigentliche

che Titel seiner Nachfolger und ihrer unumschränkten Macht.

Die Zurüffe des Senats schienen allerdings ernsthafter zu seyn, als die Zurüffe des Volks: allein sie kamen doch aus eben der Quelle, das heißt, aus der Begierde, dem Prinzen oder denjenigen zu gefallen, auf die derselbe sein Vertrauen gesetzt hatte.

Sie hatten auch denselben Endzweck, es sey nun um dem Prinzen die allgemeine Einwilligung und den Eifer der Gesellschaft zu bezeugen; oder ihm wegen seiner Siege Glück zu wünschen, oder endlich, um ihm neue Bethürungen ihrer Treue abzulegen.

Diese Art des Zuruffs geschah gemeiniglich nachdem der Senator, der den Vortrag zu thun hatte, ausgeredet hatte. Alle andere bezeugten alsdann ihren einhälligen Beyfall durch den Zuruff: Omnes, omnes! oder Aequum est, Iustum est. Zuweilen machte man auch wohl mit den Zurüffen den Anfang. Zuweilen endigte man auch gleich damit, ohne alle fernere Ueberlegung. Auf diese Weise sind alle Wahlen und Ausruffungen der Kaiser geschehen, wozu das Ansehen des Senats gehörte. Die Geschichtschreiber sind voll solcher Beispiele. Die Lobsprüche, die man dergleichen Prinzen ertheilte, sind in prächtigen Ausdrücken abgefaßt. Da aber die Schmäuchelen oder die Nothwendigkeit der Zeit-Umstände dieselben den guten und bösen Prinzen ohne Unterscheid zutheilte: so waren es zwar Ehrentitel für diejenigen, so dieselben verdienten; es waren aber auch wahrhafte Beschimpfungen für alle, die derselben unwürdig waren. Eben

Eben das kann man von denen Zurüffen sagen, damit man die Schriftsteller beehrte, die ihre Werke öffentlich vorlasen. Diese Vorlesungen geschahen an öffentlichen Orten, mit großen Zubereitungen, z. E. im Capitol, in den Tempeln, und im Athenäo, welches eine Art von Akademie war; oder auch in den Palästen der großen Herren. Man schickte allenthalben Zettel herum, um eine ansehnliche Versammlung zusammen zu bekommen. Insbesondere befließ man sich auf eine große Zahl Bewunderer, und daß die Zurüffe mit aller möglichen Pracht geschehen möchten. Die reichen Leute, die gern für wichtig angesehen seyn wollten, hatten dergleichen Bewunderer in ihrem Solde; und liehen dieselben ihren Freunden. Andere aber suchten dieselben durch Geschenke und Mahlzeiten an sich zu ziehen. Philostratus berichtet von einem jungen Menschen mit Namen Varus, daß er einigen Gelehrten Geld geliehen, und denen, die seine Arbeit gelobet, die Zinsen erlassen. Es war auch sehr gefährlich diese Leute, die uns Brod lobten, zu beleidigen, weil es nur bey ihnen stand, die besten Stücke in Verachtung zu bringen.

Bei diesen Zurüffen gieng es fast eben so zu, als bey den Zurüffen der Schauspiele, und dieß so wohl im Absehen auf die Musik, als der Nebenstimmen. Sie sollten sich zur Materie und zu den Personen schicken. Für die Weltweisen gab es besondere; für die Redner andere; noch andere für die Dichter und Geschichtschreiber. Es würde indessen schwer seyn, alle deren Formeln anzuführen. Eine der
gemein-

gemeinsten nannte man Sophos! und wiederholte sie dreymal. Martial aber hat in folgendem Verse noch einige andere ziemlich gemeine eingeschlossen:

Effaete, grauter, cito, nequiter, euge, beate!

Die Römer waren so wohl als die Griechen in dieser Sache sehr fruchtbar. Sie verschwendeten so gar die Namen der Götter, oder zum mindesten der berühmten Männer, bey denen, welchen sie ihren Beyfall ertheilen wollten. Man war auch nicht zufrieden, daß dieses nach jedem Absatze der Rede, insonderheit nach dem Eingange geschah; sondern man erneuerte die Zurüffe bey den schönen Stellen, oftmals bey jeder Periode; und die Verfasser waren derselben zuweilen so müde, daß sie die Zuhörer um ein Stillschweigen bitten mußten. Hingegen waren sie ganz trostlos, wenn der Saal von dem Schalle ihres Lobes nicht nach Wunsche ertönte. So bescheiden auch Plinius der jüngere war, so sehr beschwert er sich doch, über die Bosheit gewisser mürrischen Köpfe, die mit Fleiß keinem Beyfall geben wollten. Dem Paul von Samosata gieng die Sache noch mehr zu Herzen: denn der schimpfte gar, wenn das Volk, welches seine Predigten zuhörte, ihn nicht loben wollte, und die Schnupstücher nicht mit genugsamem Eifer flattern ließ: denn dieses war eine Art des Beyfalls.

Dergleichen Zurüffe nun waren nicht nur denen, welche öffentlich redeten, eine Ehre; sie halfen ihnen auch viel, wenn ihnen das Gedächtniß versagte. Denn alsdann verdoppelte man dieselben, damit sie Zeit gewannen, sich zu besinnen.

VI.

Ad capeffendos in Philosophia et
L. L. A. A. Honores summos inuitat, et de
Antiquiffima Aeneidos Verfione Germanica.
HENRICI de VELDECK ante DC fere annos con-
cinnata, cuius Codex MStus afferuatur in Biblio-
theca SER. DVCI S SAXO-GOTHANI pau-
ca differit, Ampl. Ord. Philof. Lipf. h. t. Procan-
cell. Io. Chr. Gottfched. Phil. prim. et rat.

P. P. O. Poef. Extr. Lipf. 1745. in 4.

Das ift:

Eine kurze Nachricht von der äl-
ften deutschen Uebersetzung der Aeneis, Hein-
richs von Veldeck, deren Abfchrift in des
Durchl. Herzogs zu Sachsen-Gotha Biblio-
thek befindlich ift 2c. in einer Einladungs-
fchrift: von Johann Christoph
Gottfcheden.

So klein gegenwärtige Einladungfchrift ift,
fo verdient fie doch, ihres Inhalts wegen,
bestomehr einen Plaz in unsrer Monat-
fchafft, je weniger folche akademische Blätter sonst
an andern Orten bekannt zu werden pflegen; dafern
fie nicht mit der Zeit in grössere Sammlungen ein-
gerückt erscheinen. In der Vorrede zu der neuesten
deutschen Uebersetzung der Aeneis, welche Herr
Schwarz

Schwarz vor etlichen Jahren geliefert hat, hat der Herr Prof. zwar von allen virgilianischen Dolmetschungen bey uns Deutschen, ausführlich gehandelt; aber dieser veldeckischen Arbeit damals noch mit keinem Worte gedacht: vermuthlich, weil sie ihm erst nach der Zeit bekannt geworden. Um desto merkwürdiger aber muß dieselbe den Liebhabern der freyen Künste vorkommen, da sie schon ein so ehrwürdiges Alter hat, daß unsere östlichen, südlichen und westlichen Nachbarn schwerlich in ihren heutigen Muttersprachen etwas werden aufbringen können, welches ihr gleichzeitig zu schätzen wäre.

Der Herr Prof. hebt die Abhandlung selbst mit einer Art der Entschuldigung an; indem er das Lesen alter deutscher Schriften, durch die berühmten Beyspiele, eines Hickes, Spelmanns, Junius, Goldasts, Frehers, Schilters, Morhofs, Wagenseils, u. a. m. rechtfertiget, die solche Uebleibsel unsrer Vorfahren entweder gesammelt und ans Licht gestellet, oder doch sehr hoch geschäzet und angepriesen haben. Er beruft sich auch auf das Exempel der ciceronischen Zeiten, da man gleichwohl die Gedichte der ältesten römischen Poeten zu lesen sich für keine Schande gehalten; und glaubt, ein Deutscher habe desto weniger Ursache solches zu thun, je trefflichere Lehren der Weisheit, und Spuren unsträflicher Sitten gemeiniglich darinn enthalten wären. Hierzu käme noch, daß man bey Durchblätterung solcher alten Denkmäler überall die deutlichsten Spuren sähe, daß unser Deutschland, auch mitten in der Barbarey der mittlern Zeiten,

so

so barbarisch nicht gewesen, daß es nicht alle übrige europäische Völker an Scharfsinnigkeit und Wis, ja selbst in glücklicher Nachahmung der römischen Gelehrsamkeit übertroffen hätte.

Er will sich nicht bey Erzählung der sämmtlichen poetischen Ueberbleibsel des IX. X. XI. und XII. Jahrhunderts aufhalten, die seit Carls des Großen Zeiten, bis auf Kaiser Friedrichen den I. oder den Rothbart, geschrieben worden, und noch in großer Anzahl vorhanden sind. Nur dieses einzigen höchstseltnen und grössern Werkes will er erwähnen, welches noch wenige gesehen, das kein einziger Gelehrter noch recht gekannt hat, das noch niemals gedruckt worden, und davon die einzige vorhandene Abschrift in des Durchl. Herzogs von Sachsen Gotha berühmter Bibliothek anzutreffen ist.

Es ist selbiges die vor mehr als fünfhundert und funfzig Jahren, von einem damals berühmten Dichter, Heinrich von Beldeck, oder wie ihn andre nennen, von Veldig, gefertigte freye Uebersetzung der virgilianischen Aeneis. Goldast, Morhof, Wagenseil, und Omeis gedenken derselben öfters, wissen aber weiter nichts davon anzuführen; da sie doch vieler andern schlechtern Stücke Proben eifrigst aufzubehalten gesucht. Da dieses den Herrn Prof. billig Wunder nahm, so trug sichs vor etwa zweyen Jahren zu, daß er durch gnädige Vermittelung des großen Mecänaten, Sr. Excellenz des Herrn Reichsgr. und Cabinetsministers von Manteufel, von der Durchlauchtigsten Herzoginn von Sachsen Gotha, einer Fürstinn, die

die an großem Verstande, und großmüthiger Beschirmung aller Arten der Gelehrsamkeit, ihres gleichen nicht hat, die Gnade erhielt, dieses schöne und schätzbare Werk, auf etliche Wochen nach Leipzig zu bekommen. Hier sah und las er nun, mit dem größten Vergnügen, diese uralte deutsche Aeneis, ja auf erhaltene gnädigste Erlaubniß, nahm er auch eine genaue Abschrift davon. Und da er selbige zum Nutzen der gelehrten Liebhaber unsrer Muttersprache bestimmt hat: so giebt er hier einen Vorschmack davon, nebst einigen Anmerkungen, daraus man sowohl die Versart, als das Alter, und andre solche Stücke, die zur Geschichte des Werkes gehören, abnehmen kann.

Ehe und bevor er dieses aber thut, bemerket er ein Versehen des berühmten Altdorfschen Professors Magnus Daniel Omeises, der in seiner Anleitung zur deutschen Reim- und Dichtkunst im 3. Cap. auf der 37. S. der Nürnberg. Auflage von 1712. gemuthmaßet: daß die 1606 zu Jena in 8. gedruckte Aeneis, vielleicht eben diese veldeckische Uebersetzung seyn möchte; die nur auf eine unbedachtsame Weise nach einer neuern Mundart verderbet worden. Allein da der Herr Prof. dieselbe bey der Hand gehabt, und sorgfältig hiermit verglichen: so versichert er, wie er schon in oberwähnter Vorrede gethan, daß diese jenische Ausgabe nichts anders sey, als eine neue Auflage der murnerischen Uebersetzung der Aeneis, die zuerst 1515. zu Straßburg in Fol. gedruckt worden. Mehrerer Ueberzeugung wegen, setzt er von diesen beyden dem Anfang neben Heinrichs von

Bücherf. II. B. I. St. F Bel.

Veldeck Arbeit zur Seiten, daraus denn ganz deutlich erhellet, daß der wackere Dmeis nicht glücklich gemuthmasset; indem ihm die murnerische Arbeit ganz unbekannt gewesen; und bey der jenischen Auflage der Verfasser, oder Uebersetzer gänzlich verschwiegen worden. Wir verweisen aber hievon billig die Leser zu der Vorrede des schwarzischen Virgils, wo hiervon ausführliche Nachricht gegeben worden.

Veldeck's Aeneis, hebt in dem gothischen Exemplare, welches fest eingebunden, rein und sauber erhalten, und weder vorne noch hinten verstümmelt ist, ohn alle Vorrede an: ja sie hat nicht einmal eine Ueberschrift, oder ein Titelblatt. Wir wollen den Anfang davon, so weit ihn der Herr Professor mitgetheilet, hieher setzen, und so wie er gethan, keinen Buchstaben in der alten Rechtschreibung ändern.

Ihr habt wol vernommen das
 Wie der Kunig Menelaus besaz
 Troyen die reichen
 Vil gewaldecklichen
 Do her sie zu vuren wolde
 Durch paris schulde
 Der ihm sein Weip hette genomen
 Nicht ee wolde her dannen komen
 Ke den her troyen gewan
 Vil manic weip und man
 Bleib do yemerlichen tot
 Do was vil michel not
 Da man die burg sach vallen
 Und der luten allen
 Der vil luzzel do genas
 Manic rich pallas

Wart da zu vuret
 Von Marmel gemuret
 Und manic gut hus
 Da wart der Kunig priamas
 Ir slagen zu tode
 Alle sturben sie node
 In dem sturme hartte schiere
 Und seiner sune viere.
 Iz muste do also wesen
 Da ne mochten nicht gnesen
 Die Gesunden noch die siechen
 Sint daz die criechen
 In die burg qwamen
 Elenam sie namen
 Und gaben sie menelao widder
 Und brachten troyen darnider
 In der burg an einem ende
 Gegen dem soder winde
 Da wonte eyn richer man
 Den ich genenne wol kan
 Das was der here Eneas
 Der do Hertzoge was
 Des Kunigs tochter was sein weip
 Der geuerte seinen Leip
 Virgilius der mere
 (deest Versus a scriptore omiffus)
 Von irn Goten geboren
 Die sie betten bie bevorn
 Unde das Venus die gottynne
 Die Vrowe was über die mynne
 Were sein mutter
 Und Cupido sein Bruder. 2c.

Aus diesem Anfange nun sieht man schon, daß
 dieser alte Poet nicht sowohl eine genaue Ueberse-
 zung, als vielmehr einen Auszug aus der Aeneis,
 und ein eigenes Gedicht habe machen wollen. Denn

zuweilen weicht er merklich vom Grundtexte ab, läßt manches aus, das vielleicht zu seiner Zeit nicht Beyfall gefunden haben würde, ja setzt auch wohl hin und her etwas hinzu. Ja er hat sein Werk nicht einmal in Bücher abgetheilt, sondern nur in kürzere Abschnitte durch große Anfangsbuchstaben abgefondert, die auf allen Seiten etliche mal vorkommen.

Von größerer Wichtigkeit ist die Frage, wie weit der Poet die Fabel fortgeführt habe: indem man leicht denken kann, daß er sie nach alter Art nicht ohne Zusätze gelassen haben werde. Heinrich von Veldeck beschreibt auch wirklich nach des Turnus Tode, des Aeneas Belagerer mit der Lavinia, und vergleicht die Pracht desselben mit einem gewissen Feste, welches Kaiser Friedrich der I. zu Mainz angestellet, als er seinen beyden Söhnen, in Gegenwart vieler Fürsten, den Degen übergeben. Diese Feyer nun will er theils selbst gesehen haben, theils versichert er, daß er von keinem Rittersmanne, der es mit angesehen und noch lebte, gehöret hätte, daß irgendwo mehr Fürsten beyammen gewesen wären. Die Stelle heißt so:

Do von sprach man so wite

Ich vornam von hochzite

In aller wile mere

Die also groz were

Alse do here Eneas.

Wan die do zu menze was

Die wir selber sagen

Wir en durfften nicht vragen

Die

Die was betalle vnmeczlich
 Da der Keyser Friederich
 Gab zweyn synen synen sweter
 Manch tusent marcke werter
 Vorzeret wart vnd gegeben
 Ich wene alle die nu leben
 Nicht eine grozen habe gesehen
 Ich weiz, was noch solle geschehen
 Des kan ich v nicht bereyten
 Ich vornam von swertleiten
 Nie werlich mere
 Do so manch vurste were
 Und mancher slachte lute
 Ir lebet gnuc noch hute
 Die ez wissenn werliche
 Dem Keyser Frederiche
 Geschach so manch ere
 Das man iemer mere
 Wunder do von sagen mac
 Bis an den iungesten tac.

Dieses führt der Hr. Prof. an, dadurch den Zeitpunkt unsers Gedichtes fest zu setzen. Man weiß nämlich, daß Kaiser Friedrich auf seinem Creuzzuge zu Tarsen im gelobten Lande, als er sich in einem Flusse baden wollen, ertrunken sey. Dieses ist 1190 geschehen; und es muß also dieses manzische Fest, etliche Jahre vor seinem Tode gefeyert worden seyn. Da nun der Poet von des Kaisers Tode keine Sylbe erwähnt, der doch merkwürdig genug war, ein paar Verse davon mit einfließen zu lassen; auch des Nachfolgers im Reiche nicht gedenket; sondern vielmehr durch diese Vergleichung, die er so sehr weitläufig macht, sich bey dem Kaiser einschmächeln zu wollen scheint: so ist es sehr

wahrscheinlich, daß Veldeck dieses Gedicht noch bey Lebzeiten des Kaisers geschrieben; welcher ohne dieß, als ein Liebhaber der Poesie und Beschützer der Poeten in den Geschichten bekannt genug ist. Unten wird solches noch klärer erhellen.

Nach dem Beylager des Aeneas, beschreibt er auch den Tod des Königs Latinus, dessen weites Reich auf ihn gefallen, die Stadt so er erbauet; ja auch seine Nachkommenschaft. Nach dem Aescan, oder Julius soll erst Enlvius, sodann Aeneas Enlvius, ferner noch ein Aeneas regiert haben. Gleich nach diesem nennet er den Romulus und Remus, als die Erbauer der Stadt Rom; nach ihnen aber kömmt er plötzlich auf den Julius Cäsar, und den Kaiser August, unter welchem Jesus gebohren worden sey: wobey er, nach einer geistlichen Betrachtung den Schluß macht, und so wohl seinen Namen, als die Quellen, daraus er das alles geschöpft, folgendermaßen anzeigt.

Das ist genuc wizzentlich
 Als iz do tichte Heinrich
 Der iz v3 den walischen buche las
 Das v3 latine getichtet was
 Al nach der Warheit
 Das buch heisset eneide
 Das virgilius do von screip
 Do von uns die rede bleip
 Der tod ist vor manchem iar
 Lovc her nicht so ist iz war,
 Das heynrich machte darnoch
 Ine was zu der rede nicht zu ioh
 Das her von syner schulde
 Den sin vorterberben wolde

Sinde

Sindt das her sich vnderwant
 Man als her do geschriben vant
 Als hat hers vns vorgezogen
 Das her anders nicht hat gelogen
 Man als her an dem buche las
 Ob das nicht gelogen was
 So wil her vnschuldic sin
 Als ist walsch vnd latin
 Ane misse wende
 Sie sey der rede ein ende

Hierbey ist merkwürdig, daß der Poet, sich auf einen wälischen und lateinischen Schriftsteller zugleich beruft; und also bekennet, er habe sich neben dem Grundtexte auch einer damaligen italienischen Uebersetzung bedienet, und nichts von dem Sinne desselben verderben wollen. Die heutigen Italiäner werden aber kaum im Stande seyn, eine so alte Uebersetzung der Aeneis aufzuweisen: da sie wenig oder nichts nennen können, das bey ihnen vor dem Dantes geschrieben worden, der über zwey hundert Jahre nach unserm Veldeck gelebet hat; ja vor der Eroberung von Constantinopel nicht einmal die lateinischen Dichter bey ihnen sehr bekannt gewesen. Gleichwohl ist es ungewiß, ob der Poet hier, durch das wälische Buch, ein italienisches oder ein französisches verstanden habe; da es gewiß ist, daß man auch die Franzosen vormals Wahlen, das ist Waller, oder Gallier geheißen; und noch heute zu Tage in Holland die französischen Gemelnen Wallonische genennet werden.

Auf den obigen Schluß des Urhebers selbst, folgt noch ein Anhang eines andern Dichters, welcher

hier von desselben Abschreibers Hand in einem fort hinzugeschrieben ist. Dieser erzählt uns nun theils das Schicksal des Buches, theils seines Verfassers etwas unständlicher; wie man heute zu Tage etwa in einer Vorrede thyn würde. Er sagt nämlich: der Urheber hätte bereits den größten Theil des Gedichts fertig gehabt, als er um selbiges gekommen wäre; daher er die ganze Arbeit vor Verdruß liegen lassen. Er hatte nämlich das fertige Stücke einer Gräfinn von Cleve gegeben, die bey ihrem Beylager mit dem Landgrafen Ludwig, von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg, des Landgrafen Bruder, darum gebracht worden. Der Verfasser hätte also neun ganzer Jahre nicht gewußt, wo sein Buch hingekommen; bis er es endlich in Thüringen, bey dem Pfalzgrafen zu Sachsen, Herrmann, der zu Nüenburg an der Unstrut seinen Sitz gehabt, wieder gefunden: da er es denn endlich, auf Bitten desselben, vollends zum Ende gebracht hätte.

Es ist aber bey den Geschichtschreibern des XII. Jahrhunderts ausgemacht, daß dieser Landgraf Herrmann in Thüringen um das 1200. Jahr gelebt, und fast alle Meistersänger damaliger Zeit an seinem Hofe versammelt habe. Hannemann erzählt in seinen Anmerkungen zu Opitzens Poeterey, aus Spangenburgs Mspte, von der Meistersinger holdseligen Kunst, auf der 510. u. f. S. daß damals die berühmtesten Poeten, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zweckstein, Heinrich Schreiber, Johann Bitterolf, lauter Edelleute, und Heinrich
von

von Aferdingen, den etliche, Esterdingen, Ofterdingen, ja gar Ofterdingen, (so steht es in dem Heldenbuche Ausg. von 1560 auf der letzten Seite) nennen, ein Bürger von Eisenach, an dem Hofe dieses Landgrafen gelebet. Er muß also derjenige Fürst gewesen seyn, der nach Kaisers Friedrichs des I. Tode, den deutschen Musen bey sich eine Zuflucht verstattet hat, und bey welchem auch unser Beldeck die verlohrene Hälfte seines Gedichtes angetroffen hat. Und dieses kann allerdings noch bey Friedrichs des I. Leben geschehen seyn: weil Goldast, in den Anmerkungen zu Winsbecks, der dieses Kaisers oberster Staatsdiener war, Ermahnungen, ausdrücklich Heinrichen von Beldig unter die Poeten dieser Zeit rechnet, die er in der Schobingerischen Bibliothek gesehen. Die merkwürdigen Worte dieses Beschlusses lauten also:

Wo sulle wir enden das buch
 Iz duchte den meister genug
 Der iz v3 der walische kerte
 In dutzsche herz uns lerte
 Das was von veldecken heynrich
 Das ist noch wissentlich
 Das her tichten konde
 Her hette eyne lange stunde
 Das mere teil gedichtet
 In duzces berichtet
 Rechte do der here Eneas
 Vrowen Lavinien brieff las
 E dan herz wolde vol machen
 Das meynete in sachen
 Her liez iz durch eynen zorn
 Wan her hette das buch vorlorn

Her liez iz eyne vrowen
 Lesen vnde schowen
 E dan man iz voll schreibe
 Das was die gravinne von clive
 Die milde vnde die gute
 Und die mit vreiem mute
 Wol gros zimt geben
 Und wol herliche leben
 Als iz wol vrowen gezam
 Do si der lantgrave nam
 Da wart iz zu clive gestoln
 Eyne juncfrowen, der siez hete bevoln
 Des wart die grevinne vil gram
 Von swartzburg grawe heyntich der iz nam
 Und iz dannen sande
 In doringen heym zu lande
 Da wart mer von geschreben
 Dan ob iz dem meyster were bleben
 Das man sagen vor war
 Sindt was das Buch wol nuwen jar
 Dem meyster heyntich genomen
 Da her nirgen mochte komen
 Da herz hete vunden
 Bis her zu eyner stunden
 Quam zu doringen in das land
 Do her den pfalzgraven vant
 Von sachsen der ime das buch wider liez
 Und iz in vol tichten hiez
 Wan herz in bat vnd iz ime riet
 - - (deesse videtur linea.)
 Wan das herz in hiez ton
 Des Lantgraven Ludewiges son
 Durch den herz vol machen began
 Der phalantzgrave herman
 Von der nuenburg bie der vnstrut
 Wan die rede duchte in gut
 Und das getichte meisterlich

Do wol machten Heinrich
 Durch sein gebot und durch sein bere
 Wan her ime allen dienst tete
 Wie her mochte vnd konde
 Und iz ime wol gonde
 Sindt daz her sin künde gewan
 Das was der phalantzgrave herman
 Des lantgraven Bruder
 Von Vater vnd von muter
 Und der grave Friderich
 Dem diente gerne Heynrich.

Hier schließt nun der Herr Professor, ein jeder würde hieraus selber sehen, wie werth man dergleichen alte Ueberbleibsel deutscher Dichter aus diesem XII. Jahrhunderte zu halten habe. Und ob er selbst gleich nicht das Herz hätte, mit Taubmannen (in der Vorrede zur Auslegung über den Culicem Virgil.) zu sagen: Dieses wären solche Gedichte, gegen welchen einem rechtschaffenen Deutschen vor den griechischen und lateinischen Dichtern ein *Etel ankame**: so glaubt er doch ohne Vorurtheil sagen zu können: Es schicke sich weit besser, daß ein Deutscher sich mit Auffuchung und Erklärung solcher deutschen Alterthümer beschäftige, als daß er die Geseze der zwölf Tafeln, und andre veraltete Wörter der Osci und Volsci auszulegen, oder zu zeigen suche, wie Evanders Mutter geredet habe? Benläufig merkt er zum Beschlusse noch an, daß Morhof geirret, wenn er in seinem Tractate von der deutschen Sprache

* Haec talia sunt, prae quibus genuinus aliquis Germanus, Græcos Latinosque Poetas fastidiat.

che und Poesie sagt: die neueste Ausgabe des sogenannten Heldenbuches, welches gleichfalls um Kaisers Friedrichs des I. Zeiten geschrieben worden, sey 1560. zu Frankfurt heraus gekommen. Denn er selbst habe eine Ausgabe in Händen, die 30 Jahre hernach, zu Frankfurt bey Sigismund Feherabenden in 4. heraus gekommen.

Wir setzen nichts mehr hinzu, als daß es zu wünschen wäre, daß dieses Belbecks alte Aeneis, eben so wohl der Länge nach im Druck erscheinen möchte, als solches mit diesem Heldenbuche, den Winsbeckischen und andern solchen alten Gedichten, in gewissen größern Sammlungen geschehen ist.

VII.

Kurzgefaßte Untersuchung, woher es eigentlich komme, daß die Kinder sich in den öffentlichen Leseschulen so etwas singendes angewöhnen*.

Der Herr Prof. Gottsched widerräht in dem II. Hauptst. im I. Th. seiner Ak. Redekunst, daß man Kinder, die gut lesen lernen sollen, nicht in öffentliche Leseschulen gehen lassen möge: weil sie sich daselbst einsingen-

* Diese Anmerkung hat der geneigte Leser dem Hrn. Lic. Quistorp in Rostock zu danken.

singendes Wesen im Lesen angewöhneten; welches ihnen hernach auch in anwachsenden Jahren so stark anklebete, daß sie es nicht wieder los werden könnten. Die Erfahrung ist da: allein ich habe es immer für einen nur zufälligen Fehler der öffentlichen Leseschulen gehalten, dem wohl könnte abgeholfen werden. Als ich aber neulich auf die Mittel sann: so habe ich gefunden, daß dieser Fehler vielmehr in der Natur einer öffentlichen Leseschule gegründet, und also derselben wesentlich sey. Ob ich nun recht urtheile, daß mag man aus folgender Anmerkung entscheiden. In eine öffentliche Leseschule gehen viele Kinder, die alle lesen lernen sollen. Und das Lesen lernet sich eigentlich dadurch, daß ein Kind dem Ton eines jeden Buchstabens und jeder Sylbe recht aussprechen, diese Töne zusammen setzen, und so dann in einer Reihe, mit erforderlicher Bestimmung jeder Sylbe, jedes Wortes, Abschnittes u. s. w. das geschriebene laut hersagen, und mit den Tönen die Zeichen derselben, und ihrer Verhältnisse merken muß. Hieraus folget, daß ein Kind, so erst lesen lernet, es laut lernen muß. Zur Zeit nun kann der Schulmeister nicht mehr, als eines solcher vielen Kinder vornehmen. Die übrigen müssen indessen überlesen. Ist nun dieses hier nichts anders, als eine eigene Übung in Lesen lernen, wie es denn nichts anders ist: so muß auch dieses laut geschehen. Alle Kinder lesen also in öffentlichen Leseschulen zugleich laut über: und, der igt vorgenommen wird, auch laut. Hierzu kommt noch dieses, daß sonst der Schulmeister nicht wissen kann, ob auch ein je-

des

des fleißig ist, und auch nicht besser den Muthwillen unter ihnen verhüten kann. Lesen nun alle zugleich laut: so will ein jedes seine eigene Töne und Worte gerne für sich hören, und auch vor andern seinen Schulmeister hören lassen. Daher strenget sich ein jedes an, seine Nebengesellen zu überrufen. Allein die Stimmen der Kinder sind gar zart, fein, hell, und ungesetzt, und daher gerathen sie ins singen, stöhnen und schreien. Man lege es also nicht den Schulmeistern, sondern den öffentlichen Leseschulen selber zur Last, daß sich die Kinder in ihnen so etwas singendes in der Aussprache angewöhnen.

Neue hieher gehörige Nachrichten und Schriften.

Nachdem Se. Königl. Majest. in Preußen sich in vorigem Jahre entschlossen, der von Ihnen vor etlichen Jahren gestifteten und mit verschiedenen Vorrechten begabten königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg, ein eigenes Zimmer zum Sitze ihrer Bibliothek und ordentlichen Versammlungen auf Dero königlichem Residenzschlosse daselbst einzuräumen: so hat erwähnte königliche Gesellschaft den 22sten November des jüngstabgelaufenen Jahres, selbigen neuen Aufenthalt wirklich bezogen. Se. Excellenz der wirkliche königliche Staatsminister, Herr Ober-Marschall von Wallenrod, als Protector derselben, geruhete die feyerliche Einweihung dieses Zimmers, durch eine wohlgesetzte Anrede,

rede, selbst zu bewerkstelligen. Der Gesellschaft Director, Herr Professor Flottwell, beantwortete dieselbe, indem er theils für die neuen Proben der Fürsorge des Herrn Protector's dankete, theils die Frage abhandelte: Ob die Arbeiter, oder Beschützer der Sprachverbesserung in Deutschland mehreren Dank verdienen? theils die Gesellschaft aufs neue seiner Gnade empfahl. Ein Mitglied derselben, Herr Kanholz, hielt hierauf eine kleine Lobrede auf Friedrichen, den Beschützer der Wahrheit und Tugend, als die wesentlichsten Stücke eines Redners; und ein gedrucktes Gedichte ward ausgetheilet. Der Herr Obermarschall hatte, dieses neue Zimmer desto ansehnlicher zu machen, der Gesellschaft das Bildniß Sr. Königlichen Majestät von Preußen geschenkt, und also wurde der größte Theil derselben von ihm zur Tafel gezogen. Ehe man sich noch dahin verfügte, erneuerte der Präsident der Gesellschaft, der Königl. Oberhofprediger und General Superint. Herr D. Quandt, in einer kurzen Rede den Dank gegen den König, und den Herrn Protector, ermunterte die Gesellschafter zum Fleiße und überlieferte den sämtlichen Mitgliedern folgende zween Sätze, zur Ausarbeitung: und zwar in ungebundner Rede: Den Pulsschlag, als einen Beweis, daß ein Gott sey; in gebundner Rede aber: Die Lobsprüche, als die größten Hindernisse der Gelehrsamkeit. Hierauf wurden verschiedene eingelaufene Schreiben der Memborum honorariorum vorgelesen, und die ganze Feyer mit Vergnügen beschloffen.

I.

Die deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet, und mit einer Vorrede heraus gegeben, von Johann Christoph Gottscheden. Zweyter Theil, neue verbesserte Auflage. Leipzig bey Bernhard Christoph Breitkopf 1746. Dieser Theilenthält, wie in der ersten Ausgabe. I. Die Iphigenia des Racine. II. Die Opern des von St. Evremond. III. Die Cornelia aus der Mad. Barbier. IV. Das Gespenste mit der Trummel, aus dem Addison und Hrn. Destouffches. V. Die Zaire des Herrn Voltaire, von Herrn M. Schwaben übersetzt. Endlich auch VI. den Jean de France des Herrn Prof. Hollbergs, vom Herrn Prof. Detharding in Altona. Diese Ausgabe ist durchgehends in vielen Stücken verbessert; und die übrigen Theile werden gleichfalls nach und nach folgen.

II. D. Daniel Heinrich Arnolds, ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der königsbergischen Universität. Erster Theil. Königsberg in Preußen, verlegt und druckt Joh. Heinrich Hartung 1746. in groß 8. Von diesem wohlgeschriebenen Werke des Herrn Hofpredigers D. Arnolds, wollen wir nächstens ausführlicher handeln.

Druckfehler.

p. 16. l. 7. lies who withstood.

